

Renno-Zeitung

Erscheint täglich. Bezugspreis monatlich durch Boten 2,10 Mk., durch die Post 2,20 Mk. (ohne Bestellgeld). Schriftleitung und Geschäftsstelle in Ahaus: van-Deiden-Strasse 8. Telegr.-Adresse: Kreiszeitung Ahaus i. W. Fernruf Nr. 450. Postfach 65. Bankguthaben: Hannover 22 789.

Gronauer Volkszeitung

für den Kreis Ahaus

Eper Volksblatt

Ämliches Organ für den Kreis Ahaus. 84. Jahrgang 1934. Geschäftsstelle in Gronau: Geb. Benning, Verlagsanstalt GmbH, Bahnhofstrasse 2, Fernsprecher Nr. 280. Bankkonten: Kreis- und Stadtparisse Ahaus, Gewerbetreibende Ahaus und Stadt Sparkasse Gronau i. W. Anzeigenpreise: das 10spaltige Millimeter für die Renno-Zeitung 10 Pf., für die Kreiszeitung für den Kreis Ahaus 5 Pfennig. Rabatt nach Tarif. Verlag: Geb. Benning, Verlagsanstalt G. m. b. H., Zweigniederlassung Ahaus.

Nummer 51

Mittwoch, den 21. Februar 1934

Jahrgang 1934

Rücktrittsabsichten des Bundespräsidenten Miklas?

Dollfuß oder Starhemberg sein Nachfolger?

DNB Paris, 20. Februar.

Die Pariser Abendblätter veröffentlichen eine Meldung der Nachrichtenagentur „Information“ aus Wien, daß Bundespräsident Miklas demnächst zurücktreten werde. Er sei durch die blutigen Ereignisse tief betrübt und von den Todesurteilen und den Bestrebungen stark beeindruckt. Er wolle zurücktreten, jedoch nicht gegenwärtig, weil dies eine Desanourierung Dollfuß' bedeuten würde. Deshalb wolle er für seinen Rücktritt einen günstigen Augenblick abwarten. Im Falle seines Rücktritts würde Dollfuß Bundespräsident werden.

Der Wiener Korrespondent der Pariser „Information“ berichtet seinem Blatt, man habe Grund zu der Annahme, daß die Ereignisse in Österreich Gegenstand einer internationalen Unternehmung werden würden. Es scheint in der Tat, daß die Führer des Schutzbundes fünfmal dem Bundeskanzler Dollfuß angeboten hätten, ihre Waffen zur Verfügung zu stellen unter der Bedingung, daß die Entlassung der anderen Vereinigungen angeordnet und durchgeführt werde. Dollfuß habe aber diesen Vorschlag abgelehnt.

Zu dem ersten Teil dieser Meldung wird von anderer Seite aus Wien berichtet, daß sie in dieser Form nicht zureichend sei. Daß der Bundespräsident nach seiner ganzen Vergangenheit nicht mit dem jetzigen Kurs durchaus sympathisieren könne, sei bekannt. Er hatte auch bei verschiedenen Gelegenheiten und noch ganz kurz vor dem sozialdemokratischen Aufstand seine Neigung für einen Ausgleich mit der Linken zu erkennen gegeben, nicht zuletzt wohl in der Erinnerung, daß nur durch die Stimmenthaltung der Sozialdemokraten in der Nationalversammlung eine Mehrheit auf seinen Namen zustande gekommen sei. Die Amtsmüdigkeit möge vorhanden sein, sie sei nicht „akut“.

Zu einer Meldung, daß Fürst Starhemberg, der Bundesführer der Heimwehr, zu seinem Nachfolger ernannt werden würde, wird in Wien erklärt, man wisse, daß die Freunde des Heimwehrführers auf dem Weg, den sie weiterzugehen entschlossen seien, als Ziel die Erhebung Starhembergs zum Statthalter oder Reichsverweser sahen. Aber dafür hielten auch Brautigänger den Zeitpunkt noch nicht für gekommen. Nachfolger von Miklas als Bundespräsident könne Starhemberg nicht werden, weil der Präsident nur durch die nicht mehr vorhandene Nationalversammlung (Nationalrat und Bundesrat) gewählt werden könne, wohl aber würde Bundeskanzler Dr. Dollfuß als „Führer“, so meint man, einen Statthalter oder Reichsverweser „ernennen“ können. Doch, die Entwicklung nehme keinen so stürmischen Verlauf.

Die Trauerfeier für die Wiener Gefallenen.

DNB Wien, 20. Februar.

Für die Gefallenen der Bundesexekutive fand am Dienstag mittag die Trauerfeier statt. Vor dem Rathaus war ein Altar errichtet worden, vor dem die 50 Särge der Gefallenen in langer Reihe aufgestellt waren. Die Einsegnung vollzog zunächst ein evangelischer Seelsorger, ein altkatholischer Bischof und zum Schluß der Kardinalerzbischof D. Innitzer. Neben dem Altar hatte die Bundesregierung, das Diplomatische Korps, das hohe Militär, die Spitzen der Behörden und die Vertreter der öffentlichen Körperschaften Aufstellung genommen.

Nach der Einsegnung bestieg der Bundespräsident Miklas als Erster die Tribüne und erklärte, den Tzregeführten werde verzeihende Milde gewährt werden. Das Bitterste sei, daß die im Kampfe gegen die Brüder und Söhne des jenen Vaterlandes gefallen sind.

Bundeskanzler Dollfuß hob hervor, daß dank der Pflichttreue der Toten eine unermeßliche Katastrophe für Österreich beseitigt worden sei. Die Bundesregierung habe die Anweisung erlassen, daß am Mittwoch früh um 7 Uhr das Standrecht in ganz Österreich aufzuheben sei, falls nicht neue Verblendung diesen Entschluß der Regierung verhindern sollte.

Nach weiteren Ansprachen setzte sich der Trauerzug nach dem Zentralfriedhof in Bewegung.

Die bevorstehenden Besichtigungsfeierlichkeiten in Brüssel.

Deutschlands Vertreter.

DNB Berlin, 20. Febr.

Gefandter von Keller hat sich am Dienstagabend als Botschafter in außerordentlicher Mission nach Brüssel begeben, um dort als Vertreter

des Reichspräsidenten und der Reichsregierung an den Besichtigungsfeierlichkeiten für den verstorbenen belgischen König teilzunehmen.

Teilnahme französischer Marineinfanterie.

DNB Paris, 20. Februar.

Die französische Regierung hat beschlossen, für die Besichtigung des Königs der Belgier eine Ehrenkompanie mit Fahnen und Musik sowie eine Abteilung Marineinfanterie zur Erinnerung

an die „heldische Zusammenarbeit der französisch-belgischen Abteilungen bei Ypern und an der Yser“ zu stellen. Die Einzelheiten der Beteiligung des französischen Heeres an den Besichtigungsfeierlichkeiten werden am Dienstag geregelt werden.

König Christian X. von Dänemark, der sich augenblicklich in Cannes aufhält, wird sich am Mittwoch ebenfalls nach Brüssel begeben, um an den Besichtigungsfeierlichkeiten teilzunehmen. Im ganzen werden mehr als zehn Könige und Kronprinzen im Trauergefolge sein.

Minister Eden beim Reichskanzler.

Aussprache in sehr freundschaftlichem Tone.

(Berlin, 20. Februar.)

Heute vormittag fand im Auswärtigen Amt die erste Besprechung zwischen dem Reichsaußenminister Herrn von Neurath und dem Lordliegendewahrer Eden unter Beteiligung des britischen Botschafters und des Reichswehrministers von Blomberg statt.

Der Reichskanzler empfing Herrn Eden und den britischen Botschafter heute nachmittag im Beisein des Reichsaußenministers und des Reichswehrministers zu längerer Aussprache. Die in sehr freundschaftlichem Ton geführten Besprechungen hatten die Regelung der Abstützungsfrage zum Gegenstand und knüpften an die in den diplomatischen Verhandlungen der letzten Monate entwickelten deutschen Vorschläge sowie an das kürzlich veröffentlichte Memorandum der englischen Regierung an. Sie werden morgen fortgesetzt werden.

Der Verlauf der Besprechungen.

DNB London, 20. Februar.

Wie in unterrichteten englischen Kreisen verlautet, scheinen die Besprechungen, die der Lordliegendewahrer Eden mit den maßgebenden Stellen in Berlin führt, einen

nicht ungünstigen Verlauf zu nehmen. In der Umgebung Edens wurde nach Abschluß des ersten Besprechungstages ein gemäßigter Optimismus zur Schau getragen, und man ließ durchblicken, daß für die Unterredungen, die am Mittwoch fortgesetzt werden, durchaus positive Möglichkeiten bestünden, was auch schon daraus hervorgehe, daß ein Zeitpunkt für die Abreise noch nicht festgesetzt sei. Man gehe wohl nicht fehl in der Annahme, daß im Mittelpunkt der bisherigen Besprechung die Frage der Luftstreitkräfte, ferner die englische Anregung auf Rückkehr Deutschlands nach Genf und schließlich die SA-Frage gestanden hätten.

Der griechische Wirtschaftsminister bei Dr. Goebbels.

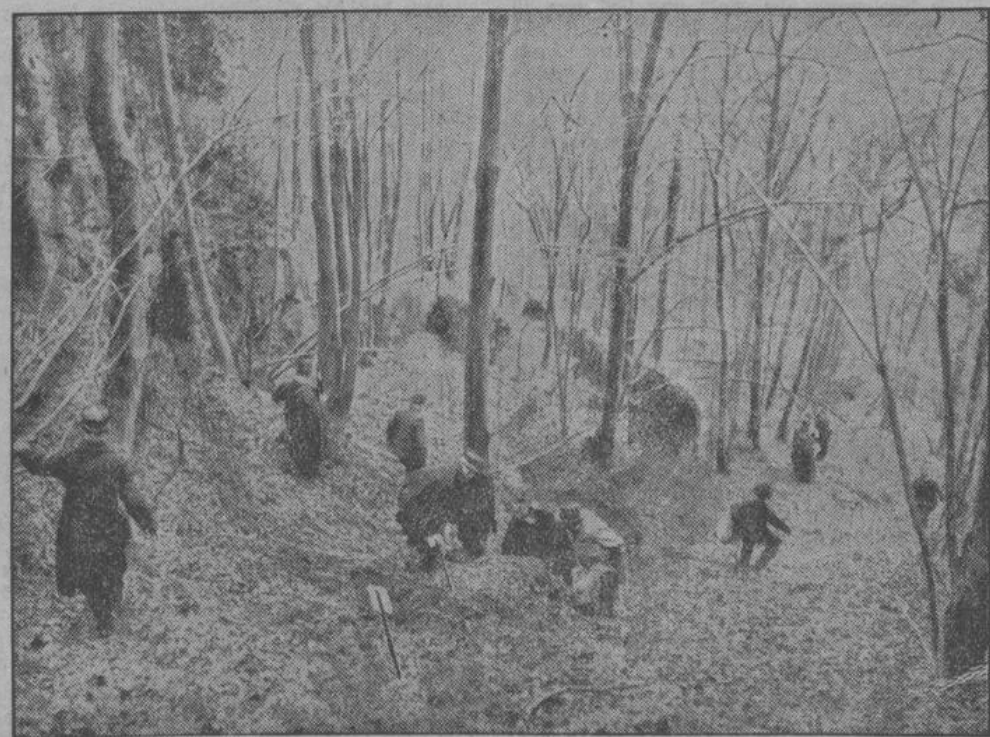
DNB Berlin, 20. Februar.

Reichsminister Dr. Goebbels empfing heute mittag den griechischen Wirtschaftsminister Pizmaglou, der von dem außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister Griechenlands, Alexander Kiso-Kangabe, begleitet war. Im Laufe einer längeren Unterredung, die hauptsächlich der Behandlung der nationalsozialistischen Wirtschafts- und Staatsgestaltung gewidmet war, äußerte der griechische Minister zu wiederholten Malen seine und des griechischen Volkes Verehrung und Anerkennung für den nationalsozialistischen Staat und seine Regierung.

Nach König Alberts tragischem Tode.



Die Aufbahrung des Königs.



Die Stöße mit weißem Papier bezeichnen die Stellen, an denen Mütze und Rockfund gefunden wurden.

Der saarländische Schulprozeß.

In der Berufungsverhandlung des Prozesses gegen Kommerzienrat Köchling und seine Mitangeklagten ist gestern das Urteil gefällt worden. Die Angeklagten sind wegen Beleidigung des Bergmanns Dorfscheid bzw. wegen Mithilfe dazu zu Geldstrafen verurteilt, im übrigen freigesprochen worden. Zu dem Urteil, das wir an anderer Stelle mit seiner Begründung wiedergeben, gehen uns von unterrichteter Seite folgende Bemerkungen zu.

Durch die widernatürliche Abtrennung des Saargebietes von seinem deutschen Mutterlande und durch dessen Unterstellung unter eine internationale Verwaltung haben sich in diesem urdeutschen Lande oft genug geradezu grotesk anmutende Vorfälle ereignet, durch die das ganze System ab absurdum geführt wird. Das zeigte wieder ganz besonders der große saarländische Schulprozeß, der jetzt vor dem Internationalen Obersten Gerichtshof in Saarlouis seinen Abschluß gefunden hat.

Dem Prozeß liegt folgender Tatbestand zugrunde: Der größte Arbeitgeber im Saargebiet ist die französische Grubenverwaltung; diese hat ihre wirtschaftliche Machtstellung von jeher dazu mißbraucht, um die Kinder der von ihr abhängigen Vergleute in die volkreichen französischen Schulen zu zwingen. Das ist zwar auch nach saarländischem Recht verboten. Denn auf ausdrückliche Anordnung des Völkerbundes hat die Saarregierung verfügen müssen, daß bei der Werbung zum Schulbesuch keinerlei Druck ausgeübt werden darf. Die Generaldirektion der Saargruben hat eine ähnliche Verfügung an ihre Untergebenen erlassen, die aber mit deren Willen und Wissen niemals beachtet worden ist. So kommt es, daß viele Tausende saarländischer Vergleute bis auf den heutigen Tag unter einem ungeheuerlichen politischen Druck zu leiden haben. Wenn es also nach Recht und Gerechtigkeit ginge, gehörte die saarländische Grubenverwaltung auf die Anklagebank.

Aber was erleben wir statt dessen? Kommerzienrat Köchling, der bekannte saarländische Großindustrielle, tritt seit vielen Jahren für das Recht der saarländischen Vergleute ein. Als sich alles als vergeblich erweist, verbreitet er ein Flugblatt, in dem vor dem Besuch der französischen Schulen durch deutsche Kinder gewarnt wird. Dafür kommt er auf die Anklagebank; im Auftrage der französischen Grubenverwaltung strengen zwei Separatisten einen Prozeß an, weil diese zweifelhaften Subjekte sich beleidigt fühlen! Vor der Strafkammer Saarbrücken wird Köchling freigesprochen, weil ihm der Nachweis gelingt, diesen politischen Druck gerichtsnotorisch festzulegen. Aber der Oberstaatsanwalt muß Verurteilung einlegen. So kommt es zu der Prozeßgroteske in Saarlouis.

Auf der Anklagebank sitzt der Vorkämpfer des Rechts; Ankläger ist, hinter dem Staatsanwalt stehend, die französische Grubenverwaltung, die in tausenden von Fällen klares Recht gebrochen hat! Unter den fünf Richtern befindet sich nur ein Deutscher; den Vorsitz führt ein Elsässer, geschmückt mit dem Bande der Ehrenlegion; am ersten Verhandlungstag sieht man ihn in der Maske des jovialen, objektiven Biedermanns. Aber als am zweiten Tage verschiedene für Frankreich unliebsame Dinge zur Verhandlung kommen, ist von einer objektiven Verhandlungsführung nicht mehr die Rede. Der Vorsitzende kann nur sehr schlecht seine Sympathien für die französische Sache verbergen. Die Anklage wird natürlich durch einen Franzosen vertreten. Als Nebenkläger treten auf zwei kümmerliche Gestalten, saarländische Separatisten, Werkzeuge in der Hand ihrer Auftraggeber. Wenn man sie sieht und hört, dann weiß man, daß sie keinen Satz richtig schreiben können. Aber sie behaupten unter ihrem Eide, eine große Denkschrift politischer Art an die Saarregierung verfaßt zu haben. Sie verweigern sich auch sonst ständig in Widersprüche. Gewiß glaubt ihnen keiner der Richter, was sie sagen. Aber kein Staatsanwalt denkt daran, gegen sie wegen Meineides einzuschreiten. Wie könnte das auch sein? Vertreten werden sie durch einen Rechtsanwalt Levy, der sich nach besten Kräften bemüht, der deutschen Sache zu schaden.

Zu wahren Anklägern werden die mehr als 30 abgebauten Vergleute, die unter ihrem Eide immer wieder das gleiche bekunden, daß sie nur deshalb ihre Arbeitsstätte haben verlassen müssen, weil sie sich weigerten, ihre Kinder in die französischen Schulen zu schicken. Erschütternde Einzelschicksale rollen sich vor dem Auge des Zuhörers ab; aber sie alle haben trotz bitterster Not ihrem Volkstum die Treue gehalten. Alle sind in der Lage, ihre Aussagen stichhaltig zu belegen. Alles in allem ergibt sich eine furchtbare Abrechnung mit dem herrschenden System an der Saar.

Aber die Grubenverwaltung selber glaubte zum Gegenschlag auszuholen zu können. Auch sie hat zahlreiche Zeugen benannt. Allerdings hat sie nur eine ihr günstig erscheinende Auswahl getroffen aus der Zahl derer, die in der Strafkammerverhandlung auf schwerste Belastung wurden. Und wie sieht diese Elite aus? Greifen wir nur einige Beispiele heraus. Einer

Hat 17 Vorstrafen; leider mußte man auf ihn verzichten, weil er nicht auffindbar ist. Ein anderer mußte aus dem Gefängnis vorgeführt werden. Ein dritter ist französischer Schuldirektor geworden, nachdem er wegen fittlicher Verfehlungen und sonstiger Dinge seinen Dienst bei der deutschen Volksschule hat quittieren müssen. Wieder ein anderer ist in Vöckum wegen schwerer Urkundenfälschung und Betrugs zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt worden; er stellte sich dann der französischen Besatzungsbehörde zur Verfügung, um dann in die Saargrubenverwaltung übernommen zu werden. Vier Jungen belasteten diesen Mann aufs schwerste, daß er ständig auf die Vergleiche einen Druck ausgeübt habe, um sie in die französischen Schulen zu zwingen. Er leugnet alles ab; als er ins Kreuzverhör genommen wird, bekennt er manches; bestreitet aber doch noch soviel, daß mehrfache Weineide erwiesen ist. Aber auch diesmal schreitet kein Staatsanwalt ein!

Auch sonst treten noch eine Menge höherer Grubenbeamte auf, die es mit ihrer eidligen Aussage nicht sehr genau nehmen; sie wissen ja, daß ihnen nichts passieren kann. Auch sie befolgen die Taktik: zunächst alles abzuleugnen; dann Stück für Stück das zugeben, was man nicht mehr länger leugnen kann. Schließlich bleibt ihnen, wenn man sie in die Enge treibt, noch die Ausrede, daß sie sich an nichts mehr erinnern können!

Der französische Grubenverwaltung war es bei diesem Prozeß gewiß nicht wohl zumute; deshalb macht sie den Versuch, den Prozeß dadurch abzukürzen, daß man zugeben will, daß manche Grubenbeamte in ihrem Uebereifer über das Ziel hinausgeschossen sind. — Als das aber nichts nützt, versucht man zu beweisen, daß die Ablegungen nur aus betrieblichen Gründen erfolgt seien. Aber auch dabei hat man wenig Glück. Man sucht zwar in aller Eile die Gründe zusammen. Dabei hat man aber das Malheur, daß man Vergleiche abgelegt haben will für Vergleiche, die sie erst nach ihrer Ablegung begangen haben!

Das sind nur einige Streiflichter aus dem großen mehrteiligen Prozeß; er hat nur das Eine wieder erneuert gezeigt, daß das System an der Saar überreif zum Abbau ist, damit deutsche Menschen in deutschem Land endlich wieder frei atmen können. Diesem Eindruck werden sich auch die ausländischen Pressevertreter, die zugegen waren, nicht verschließen können.

Schwarz-weiß-rot und Hakenkreuz auf den Kranzspenden des Reiches.

VDZ Berlin, 20. Februar.

Der Reichsinnenminister hat die Frage der Schmückung von Kranzspenden des Reiches in einem Schreiben an die obersten Reichsbehörden und die Reichsstatthalter geklärt. Nach einem früheren Kundesatz aus dem Jahre 1929 sollten die Kranzspenden der Reichsbehörden und Reichsstellen zu Ehren verstorbenen Beamten, Angestellten und Arbeiter, aber auch bei Erfüllung sonstiger repräsentativer Pflichten mit einer Schleife in den Reichsfarben versehen werden. Um etwa bestehende Zweifel über die Farbe der Kranzschleife zu beseitigen und ein einheitliches Verfahren herbeizuführen, bittet der Minister, die Kranzschleifen bis zur endgültigen Regelung der Reichsfarben so zu gestalten, daß der eine Teil der Schleife dreifach breite Längsstreifen in den Farben schwarz-weiß-rot trägt, der andere Teil der Hakenkreuzflagge entsprechend in roter Farbe gehalten ist und in der Mitte das Hakenkreuz in weißem Felde zeigt.

Ueber 400 Ärzte 1933 aus Deutschland ausgewandert.

VDZ Berlin, 20. Februar.

Die Zahl der Auswanderungen von Nichtariern und Marxisten aus Deutschland als eine Folge der nationalsozialistischen Revolution ist in der ausländischen Öffentlichkeit teilweise aus Tendenzgründen übertrieben hoch angegeben worden. Man sprach von Massenauswanderungen der Juden, eine Behauptung, die sich jetzt, wie das VDZ-Büro meldet, anhand des Zahlenmaterials über einen Berufsstand wieder einmal beweisträglich widerlegen läßt. Unzweifelhaft nahm und nimmt der jüdische Bevölkerungsanteil in Deutschland einen starken Prozentsatz ein innerhalb der deutschen Ärzteschaft. Da er aber ein Verhältnis von nur 12,5 zu 100 beträgt, wenn die Zahl der im Jahre 1933 aus Deutschland ausgewanderten Ärzte mit nur 412 festgestellt worden ist, 284 davon waren Berliner Ärzte; in 117 Fällen gaben diese Berliner Ärzte Palästina als das Wanderungsziel an, in 25 Fällen Frankreich, in 22 Fällen England. Vom übrigen Deutschland liegen nur 128 Meldungen über ärztliche Auswanderer vor. Auch im Reichsdurchschnitt heißt Palästina als Wanderungsziel dieser Ärzte mit einem Prozentsatz von über 37 an der Spitze.

Tagung der früheren Katholischen Burschenschaft.

Der neue Name: Kartellverband Deutscher Burschenschaftlicher Verbindungen (K. V.).

Die Katholische Burschenschaft war am Sonntag, den 18. Februar, von ihrem Führer Dr. Konstantin Gant, Altmann, nach Stuttgart einberufen worden. Zweihundert Korporationsführer und Führer von Altersgenossen waren versammelt. Dr. Gant gab den Redaktionsbericht über die Entwicklung des Verbandes mit seinen rund 20.000 Aktiven und Aktiven Herren während des vergangenen Jahres und begründete dann ausführlich die Notwendigkeit der Entscheidung, die er mit Aufgabe der bisherigen konfessionellen Begrenztheit der Mitgliedschaft seines Verbandes am 31. Januar gemeinsam mit dem Führer des CV getroffen hat. Nach einem über die Tagung in der „Germania“ veröffentlichten Bericht zeigte es sich, daß es dem jungen Führer gelungen ist, durch alle die sich oft überwindenden Gegensätze des Jahres 1933 hindurch die lebendige Fühlung mit seiner großen Mitgliedschaft zu erhalten. Es war möglich, in einer mehrstündigen sachlichen und ernstlichen Aussprache eine dem Willen des Führers entsprechende Willensbildung aller Unterführer zu erzielen, woran die amwesenden Vertreter der früheren Königs Katholischen Deutscher Burschenschaften (K. V.) ebenso einmütig wie die des alten Kartellverbandes der nichtkonfessionellen katholischen Studentenvereine (K. V.) mitwirkten.

Am späten Nachmittag gab Dr. Gant eine Erklärung dahin ab: Die Katholische Burschenschaft nennt sich fortan: Kartellverband Deutscher Burschenschaftlicher Verbindungen (abgekürzt: K. V.). Außerdem stellte er folgende Richtlinien für die weitere Entwicklung und die künftige Tätigkeit des Verbandes im nationalsozialistischen Staat und innerhalb der deutschen Studentenschaft auf:

1. Der Kartellverband deutscher burschenschaftlicher Verbindungen ist ein Bund deutschstämmiger

Studenten, die sich zu den Grundsätzen Gott, Volk, Reich bekennen.

2. Der Kartellverband deutscher burschenschaftlicher Verbindungen erzieht seine Mitglieder zu deutschen Männern. Grundlagen seiner Erziehungsarbeit sind der Nationalsozialismus und das politische Christentum.

3. Der Kartellverband deutscher burschenschaftlicher Verbindungen untersteht seinem Führer.

Die wissenschaftliche Fundamentierung des Nationalsozialismus.

Ein Vortrag des Reichspressescheffs der NSDAP Dr. Dietrich.

Neue Sinngebung der Politik.

× Berlin, 20. Februar.

Das erschütternde Erlebnis des Weltkrieges für alle bewußt Lebenden war der Zusammenbruch der Hegemonie des Geistes, das Verfall der Kräfte, denen man bis dahin gestaltenden Einfluß auf alle Dinge dieses Lebens zugeschrieben hatte. Sie zerfielen vor der brutalen Wirklichkeit wie fauler Zunder, und die, die alles auf diese eine Karte des Welt beherrschenden Geistes gesetzt hatten, standen nun arm und innerlich bloß vor einem Nichts.

Dr. Otto Dietrich, der Reichspressescheff der NSDAP, der am Dienstagabend in der Hochschule für Politik über das Wesen der Politik im Lichte des Nationalsozialismus und seiner Führerpersönlichkeit sprach, ging dabei von einem schon oft betonten Grundsatz aus, daß nämlich, wer das Gedankengut des Nationalsozialismus erfassen und erfassen will, rückwärts mit allen überlebten Anschauungen und Begriffen brechen und sich innerlich völlig umstellen muß. Was bisher als Grund und Leitfaden für die Sinngebung der Politik galt, muß über Bord geworfen werden. Schon der Begriff der Politik ist ein anderer, als man ihn bisher definiert. Die Politik ist keine Wissenschaft, sondern eine Kunst, aber sie ist nicht die Kunst des Möglichen — das falsch verstandene Wort des Altgriechen ist zum Freibrief jener Art politischer Entschlußlosigkeit der Nichtstun und der Kompromisse geworden —, sie ist für den Nationalsozialismus geradezu umgekehrt die Kunst, das unmögliche Erreichende möglich zu machen. Nach ihm sind wahre Politiker Seher und Propheten ihres Volkes, die nach den Sternen greifen, wenn es ihnen gelingt, dieses Volk willensmäßig zu einem Volk zu organisieren.

Das Gesetz des Willens ist eines der fundamentalsten Erkenntnisse, die der Nationalsozialismus dem deutschen Volk gebracht hat. Und die Macht des Willens, geboren aus dem Willen eines Einzelnen, erweist in Millionen Herzen und verschmolzen zur geschlossenen Volksgemeinschaft, ist das letzte Geheimnis der nationalsozialistischen Bewegung. Mit feinsten Energien hat sie den Kampf um die Macht im Staate geführt. Hier lag ja in der meisterlichen Beherrschung der Psychologie die Kunst der Politik. Auf dieser politischen Logik, die der Führer lehrte, waren zuversicht und Selbstbewußtsein gegründet. Die Wahrheit der nationalsozialistischen Idee, die in der Erkenntnis liegt, daß sie dem innersten Wesen des Volkes entspricht, mußte naturgemäß zum Siege führen. Für sie gab es keine Grenzen ihrer Willenskraft, weil sie ihren Antrieb aus den unverwundlichen Quellen des völkischen Daseins zieht.

Dem Führerprinzip auf der einen entspricht die Politisierung des Volkes auf der anderen Seite. Adolf Hitler verlangt nicht vom Einzelnen, daß er Politik treibt, aber er verlangt, daß er politisch denkt und fühlt und die Bedeutung der Volksgemeinschaft erkennt.

Als höchsten Wertmaßstab setzt der Nationalsozialismus das Volk als einzig reale und organisch gewachsene Ganzheit ein. Politik ist Schicksal, und damit verlangt er, daß sich jeder Volksgenosse mit seinem eigenen und dem Schicksal seiner Volksgenossen beschäftigt. Das politische Denken, zu dem er das Volk erzieht, ist einfach, klar und einheitlich.

Der Nationalsozialismus ist keine politische Herrschaftsform, die sich abstrakt lehren läßt, sondern die Weltanschauung des deutschen Volkes schlechthin und als Staatsform keine Diktatur im Sinne eines ausgeprägten Despotismus, sondern eine ganz neue Form nationaler Demokratie, in der der oberste Führer der Volksgemeinschaft des immanenten Willens zur Selbstbehauptung ist, der jedem Volke blutsmäßig innewohnt.

Diese weltanschauliche Basis ist aus einem Guß, innerlich fest und unangreifbar. Wer sie bekennt, dem ordnet sich das Leben sinnvoll und klar.

Auf dieser Grundlage wird der Führungsanspruch des Nationalsozialismus logische Folgerung. Eines der wesentlichen Prinzipien des Nationalsozialismus ist das Gesetz der Homogenität von Volk, Staat und Führung. Das lebendige Band, das die Partei, die alle Lebensfunktionen staatlichen Gemeinlebens in sich selbst entwickelt hat, die politische Lebensform und Kraftquelle der Nation zugleich ist und die Einheit von Volk und Staat verbürgt.

Das Volk als Kraftquelle erschließen und aus ihm Kräfte entwickeln, mit denen das unmögliche Erreichende möglich zu machen ist, darin besteht die Kunst.

Rein theoretisch läßt sie sich schwer verständlich machen. Sie offenbart sich nur in und aus der Persönlichkeit, die schöpferische Ideen hervorgebracht hat. Die Macht der Persönlichkeit des Führers Adolf Hitler kann, so sagte Dr. Dietrich, nur so begriffen werden, daß das deutsche Volk sich selbst in der Persönlichkeit des Führers wiederfindet. Diese Beziehung von Volk und Führung ist die unerhörte Kraftquelle für seine Entschlußkraft und sein Handeln. Hinzu kommen die harte Grundstimmung, politische Beweglichkeit und Weitsicht, künftlerisches Einfühlungsvermögen in die Seele und die naturgegebenen Kräfte des Volkes, Fingerpfeingefühl und Intuition zu führen, zeitlich richtigem Handeln.

Ueber das Persönliche hinaus hat der Nationalsozialismus durch seine Führer der europäischen Politik ganz neue konstruktive Ideen gegeben, eine neue Auffassung des menschlichen Gemeinlebens und damit eine Überwindung des imperialistischen Gedankens von innen heraus durch eine dynamische Staatsauffassung, die die Beziehungen der Staaten zueinander dauerhaft stellt, wenn das Gesicht der Nation klar und geschlossen, wenn die Führung verantwortlich und autoritär im Volke verwurzelt ist.

Mit der Aufzeigung des Grundbegriffes ist auch eine politische Zukunftsaussage beantwortet, die Frage nämlich, ob die für das deutsche Volk so lebensreiche neue Sinngebung nicht an die Persönlichkeit des Führers selbst gebunden ist.

Der Führer selbst hat dazu gesagt, daß die nationalsozialistische Partei als der Sauerzweig der weltanschaulichen Durchdringung und Durchsetzung unseres Volkes zugleich auch die Institution ist, die als selbstgegründete Führungshierarchie den nationalsozialistischen Staat für seine Zukunft zu gewährleisten in der Lage ist. Die Schöpfung einer solchen Bewegung konnte nur von einem Führer vollzogen werden, einmal errichtet, trägt sie aber die Kräfte zu ihrer Weiterführung in sich selbst.

Alle Unterführer befanden sich Erheben von ihren Sinnen und, wie der erwähnte Bericht hervorhebt, in stürmischer Zustimmung zu dieser Erklärung. Einem anderen Bericht entnehmen wir noch, daß Hauptreferent neben dem Verbandsführer Dr. Gant der Reichstagsabgeordnete Universitätsprofessor Dr. Marxlin sprach war, daß die Korporationsführer und Führer der Burschenschaft gelobten, im Geiste des Nationalsozialismus gemäß den von Dr. Gant gegebenen Richtlinien in ihren Korporationen zu arbeiten, und dem Verbandsführer einstimmig ihr Vertrauen aussprachen.

Die Führerfolge wird für alle Zukunft aus der nicht weniger geistigen Hierarchie der Partei erwachsen.

Um eine Krone zu erben, sagt Adolf Hitler, muß man erstgeborener sein, um eine Krone zu erwerben, ist es notwendig, Auserwählter zu sein.

Wenn Stillstand Rückschritt und Vergreifung Tod bedeutet, wird sich die nationalsozialistische Führerschaft nach Grundfragen vollziehen, die die nachfolgenden Geschlechter unaufhörlich zu lebendigem Eintrag zwingen. Der ewige Strom der Jugend wird in ihren Reihen nicht stören. Er wird zu allen Zeiten das Tor zur Führung offen finden über dem das Wort „Leistung“ geschrieben steht. Er wird als Staat die Revolution von innen heraus überwinden, indem er ihre Ursachen beseitigt und ihre Führung für alle Zeiten organisch und unlösbar mit dem Leben der Nation verbindet.

Das ist der weltanschauliche Wurzelboden des deutschen Volkes. Zu ihm verlangt der Staat sein Leben, sondern ein Herzensbekenntnis. Die deutsche Geistigkeit ist wieder auf den Boden der Tatsachen gebracht. Der Nationalsozialismus hat den Weg gewiesen, der auch die Wissenschaft freimacht hat. Sie ist nicht sein gutes Recht, wenn er von ihr und der ganzen deutschen Geistigkeit verlangt, daß sie nicht nur denken, sondern die Flucht nach gelingender Arbeit führen soll, damit der neu erwachte Boden immer wieder fruchtbar werde für die kommenden Geschlechter?

Fast 10 Millionen organisierte Arbeiter und Angestellte.

× Berlin, 20. Februar.

Die gewaltige Entwicklung, die die deutschen Arbeiter- und Angestelltenverbände nach der Übernahme der Ge-

Die Notwendigkeit der deutschen Gleichberechtigung in der Luft.

Äußerungen Görings in der „Daily Mail“.

DNB London, 20. Februar.

Die „Daily Mail“ veröffentlicht eine lange Unterredung ihres Sonderberichterstatters Ward Price mit General Göring. Der Preussische Ministerpräsident sagte dabei u. a.:

Deutschland muß eine defensive Luftflotte haben, falls die anderen Großmächte nicht bereit sind, ihre Bombenflugzeuge aufzugeben, und ich glaube nicht, daß sie dazu bereit sind.

Wir haben gemeinsame Grenzen mit Frankreich, Belgien, Polen und der Tschechoslowakei. Ich muß zwischen 30 und 40 v. H. der gesamten Fluggeschäfte dieser Länder haben.

Dies ist die bescheidenste defensive Luftflotte, die die nationale Sicherheit Deutschlands schützen würde. Wir haben keine Militärflugzeuge und auch keine Flugzeugabwehrschiffe. Diese Tatsache macht die Reichswehr und die kleine deutsche Küstenverteidigungsflotte so gut wie zwecklos. Denn wenn es einem unserer Nachbarn einfiele, uns anzugreifen, so könnten seine Flugzeuge unsere Bevölkerung vernichten und unser Gebiet zerstören, ohne daß er einen einzigen Soldaten über die Grenze schickt. Aus diesem Grunde verlangt eine defensive Luftflotte, die aus Kampfflugzeugen besteht, und eine angemessene Ausrüstung mit Flugzeugabwehrschiffen. Den defensiven Charakter dieser beiden Maßnahmen unterstreicht der General noch in weiteren Ausführungen. Auf eine Frage des Korrespondenten erklärte er die Behauptung, daß die Opel-Werke bereits Ueberflunden machen, um Flugzeugmotoren herzustellen, für völlig unrichtig und fügte hinzu, daß die Opel-Werke die Herstellung solcher Motoren eingestellt haben.

Der General schloß dann die Lage, die er bei Uebernahme des Luftfahrtministeriums vorgefunden hatte: Es gab keine sechs erstklassigen modernen Maschinen in ganz Deutschland. Unter Personal ist von besser Qualität. Unsere Organisation auf der Erde ist wahrscheinlich die beste in der Welt. Aber unser Flugzeugmaterial bleibt an Bedrohlichkeit noch weit hinter dem anderer Nationen zurück.

Als ich ins Amt kam, fand ich, daß die deutschen Luftverfehrsmaschinen gebraucht, die zehn und elf Jahre alt waren. Ich habe darauf bestanden, daß die Betriebsbereitschaft in den Vordergrund der Ermärgungen gestellt wurde. Alle Passagiermaschinen haben jetzt mehrere Motoren. Wir bauen jetzt nur erstklassige Passagiermaschinen und haben einige aus dem Ausland, besonders in den Vereinigten Staaten, gekauft.

Auf die Frage, ob nicht die Reserve an ausgebildeten Fluggesführern sehr groß sei, erwiderte General Göring: Wir haben getan, was uns möglich war, um die Aufmerksamkeit der deutschen Jugend auf die Wichtigkeit der Luftfahrt zu lenken. Alle Länder können ihre Piloten in ihren Luftstreitkräften ausbilden. Wir können dies nur durch Sport tun. Unsere jungen Männer haben den Geistflug mit Begeisterung aufgenommen und die besten Leistungen der Welt dabei erzielt. Im Fliegen im Nebel haben unsere Fluggesführer ebenfalls nicht ihres gleichen, und wir haben die beste Organisation auf der festen Erde, soweit Wetterberichte, wissenschaftliche Apparate usw. in Betracht kommen. Aber die Tatsache, daß wir keine Luftstreitkräfte haben, beraubt uns vieler Vorteile bei der Entwicklung der deutschen Luftfahrt.

Eine angemessene Luftflotte für die Verteidigung Deutschlands mit unseren eigenen Hilfsmitteln zu bauen, würde zwei Jahre erfordern, da wir unsere Fabriken umwandeln müssen. Alle Typen Flugzeuge. Der Gedanke, daß sie für einen Angriff auf ein anderes Land benutzt werden könnten, das eine Luftstreitkraft besitzt, ist absurd.

Vor allem kann ein Zivilflugzeug nicht schnell genug ausfliegen. Man kann einen Kraftwagen für militärische Zwecke geeignet machen, wenn man ein Maschinengewehr

verfügen durch den Nationalsozialismus genommen haben, ergibt sich am besten aus einer Gegenüberstellung der Mitgliederzahlen der früheren Gewerkschaften mit den Zahlen von Ende 1933. Wie das VDZ-Büro meldet, waren zuletzt in den Angeestelltenverbänden rund 1,26 Millionen Personen vereinigt, in den Arbeiterverbänden der Gewerkschaften etwa 3,86 Millionen. Nach dem Zusammenschluß der großen Anzahl von kleinen und kleinen Gewerkschaften in die Einheitsverbände, die hauptsächlich noch an die alte berufsmäßige Gliederung anlehnten, begann die Aufnahme von neuen Mitgliedern. Eine Erhebung für Ende 1933 zeigt, daß inzwischen bei den Angeestelltenverbänden die Mitgliederzahl auf 1,93 Millionen, bei den Arbeiterverbänden auf rund 7,20 Millionen gestiegen ist. In diesen Zahlen sind die etwa 3,5 Millionen Einzelmitglieder der Arbeitsfront sowie vor allem der Handels- und Gewerbetreibenden nicht enthalten. Die Zahlen zeigen, daß in rund sechs Monaten der Anteil der organisierten Arbeiter bei den Angeestellten um rund 700.000 Personen und bei den Arbeitern um 3,8 Millionen gestiegen ist.

Pistolen für politische Leiter.

DNB Berlin, 20. Februar.

Die Morgenblätter veröffentlicht eine Meldung des Preussischen Presseministers der NSDAP, wonach der Führer den politischen Leitern (bis einschließlich Ortsgruppenleitern der NSDAP) das Recht verliehen hat, zum Dienstanzug eine Pistole zu tragen.

Schweres Eisenbahnglück in Spanien.

DNB Paris, 20. Februar.

Wie Havos aus Sevilla berichtet, ist am Dienstag früh bei Villanueva de la Reina in der Provinz Cordoba ein Sonderzug, in dem sich 1900 Zugkutschler am Sonntag in Madrid veranstalteten Fußballwettkämpfe auf der Heimreise befanden, mit dem D-Zug Madrid-Sevilla zusammengefahren. Nach den ersten Meldungen soll die Zahl der Toten fünf, die der Verletzten 100 betragen. Man befürchtet aber, daß sich die Zahl der Opfer noch erhöhen wird.

Neun Tote.

DNB Madrid, 20. Februar.

Wie ergänzend zu dem Eisenbahnglück bei Villanueva in der Nähe von Sevilla gemeldet wird, wurden neun Tote und 30 Schwerverletzte geborgen.

hineinstellt, aber ein solcher Kraftwagen würde gegen einen regulären Panzerwagen nichts ausrichten können. Dasselbe gilt auch von den Flugzeugen.

Der Berichterstatter fragte: Glauben Sie als einer der großen Flieger des letzten Feldzuges, daß das Flugzeug eine entscheidende Waffe im Kriege ist? Der General erwiderte: Gegen ein Land ohne Luftverteidigung wie Deutschland ist sie sicher entscheidend. Die Frage, ob er einen Krieg in Europa für wahrscheinlich hält, beantwortete der General: Ich bin kein Prophet. Aber niemand kann leugnen, daß es eine ungeheure Menge von eventuellen Kriegsurteilen gibt. Ich hoffe, es sind noch genug Menschen am Leben, die sich an den letzten Krieg erinnern und sich klar machen, daß ein neuer Krieg, wo er auch beginnen würde, sich ausbreiten würde, bis die europäische Zivilisation in einem allgemeinen Blutbad zugrunde ginge.

Wenn alle europäischen Staatsmänner wirksame Führer wären wie die in Deutschland, anstatt unter der Herrschaft demokratischer Parteien und parlamentarischer Etiquen zu stehen, dann würde der Weltkrieg sicher sein, denn dann würden sie erkennen, daß ein Krieg keine Vorteile bringen würde.

Ich sage mit allem Nachdruck, daß die europäische Solidarität außerhalb des Völkerbundes geschwächt werden muß, der niemals seinen Charakter als Bund der Sieger gegen die Besiegten und ein Bündnis zum Schutze der Siegesbeute verloren hat. Am besten wäre es, wenn alle Staatsmänner in Europa alte Frontsoldaten wären. Der Friedenspakt, den wir kürzlich mit Polen abgeschlossen haben, war nur möglich, weil die Führer auf beiden Seiten Krieg aus persönlicher Erfahrung kennen und wünschen, ihren Ländern die Schrecken des Krieges zu ersparen.

Der Berichterstatter fragte, ob General Göring einen neuen Krieg zwischen Deutschland und England v. B. wegen der Kolonien für wahrscheinlich halte.

Der General schloß geringfügig und sagte: Wer daran denkt, Krieg in Europa zu beginnen, um Kolonien in Afrika zu erlangen, muß wahnhaftig sein. Auch haben wir kein Gefühl der Rache gegen England. Die Engländer sind Angehörige und nahe Verwandte der Deutschen, ein Punkt, auf den wir Deutschen großes Gewicht legen.

General Göring fügte noch u. a. hinzu: Sie können es sich leisten, uns zu vertrauen. Ein Mann, der erreicht hat, was Adolf Hitler vollbracht hat, verdient, daß man seinem Worte glauben schenkt. Seine Politik ist Frieden mit Gleichberechtigung. Er hat Deutschland gelobt, weil er seinen Versprechungen immer loyal und treu geblieben ist.

Zum Schluß stellte der Korrespondent eine Frage über die kommunistische Gefahr. General Göring erwiderte: Sie besteht noch immer. Sie ist nur unter der Erde gebrochen. Die kommunistische Gefahr wird solange schwelen, wie sie nicht in anderen Ländern ausgedehnt ist. Die Konzentrationslager waren notwendig.

Wenn wir den Kommunismus nicht gebrochen hätten, so würde er uns gebrochen haben.

Ich würde niemals erlauben, daß Gandhi in mein Lager als ein Freiheitskämpfer gepriesen wird; denn ich betrachte ihn als einen englisch-indischen kommunistischen Agenten in Indien. Vor Jahren habe ich es abgelehnt, einen seiner Kollegen zu empfangen, den man bei einem zufälligen Zusammentreffen jemand anders vorstellen wollte.

Nach Dimitroff gefragt, sagte der General: Dimitroff hat vielleicht den Reichstag nicht in Brand gesetzt. Aber er hat kein Versteck gefunden, um das deutsche Volk zu entflammen. Er war der tätige bolschewistische Agent in Deutschland. Ich habe ihn vor dem Gericht gelagt, daß er den Galgen verdient, weil er auch nur wegen seiner verbrecherischen und aufrührerischen Tätigkeit in Deutschland vor dem Reichstagsbrand. Das ist noch immer meine private Ansicht. Wenn seine Seite gewonnen hätte, dann würde sie uns ohne Gnade aufgeschlupft haben. Ich sehe keinen Grund, warum wir nachsichtiger sein sollen. Jetzt ist er sicher hinter Schloß und Riegel. Dort ist er am besten aufgehoben. Ein solcher Mann ist zu gefährlich, als daß man ihn auf die Gesellschaft loslassen könnte. Sein Leben und seine Gesundheit sind nicht in Gefahr, er befindet sich so wohl, wie es im Gefängnis möglich ist.

Aus dem Kreise Ahaus

Aus der Stadt Ahaus

Ahaus, den 21. Februar 1934.

Macht auf Falschgeld!

In den letzten Wochen ist in Ahaus und Umgegend wiederholt Falschgeld beobachtet und festgehalten worden. Bei den Falschküden handelt es sich meist um 5 Markstücke. Wenn diese auch leicht schon bei flüchtiger Beobachtung erkannt werden können, so sollte doch jedermann ein scharfes Auge bei Annahme von Silbergeld haben und gegebenenfalls sofort den Gelbbahnenmeister (Post, Bank oder Kasse) sowie der Polizei Mitteilung machen, damit den Falschmünzern oder denen, die Falschgeld besaßen, in den Verkehr gebracht haben, nachgegangen werden kann. Man vermutet, daß in dem Trübel der Falschmünzerei von auswärtigen Falschmünzern bzw. deren Helfern die Falskfälsche in den Kreis Ahaus gebracht worden sind. Auch mögen alle ihr Augenmerk auf die in den letzten Monaten von gewissenlosen Elementen in den Geldverkehr gebrachten ungültigen Silbermünzen aus der Vorkriegszeit, ausländische Silbermünzen und Gedenkmünzen aller Art richten, da bei Annahme den Empfängern meist ein größerer Schaden entsteht.

Breden

Versammlung des Geflügelzuchtvereins Breden i. V.

Fachschaft II.

Obiger Verein hatte seine Mitglieder zu einer wichtigen Versammlung am 16. ds. Mts. eingeladen. Der Vorsitzende des Vereins, Terbrack, führte an Hand des angefertigten Materials des Reichsverbandes ungefähr folgendes aus:

Die bisherige Gauschaft Ahau ist als Kreisfachschaft II. dem Gau Westfalen als Kreisfachschaft II. angegliedert.

Die Umorganisation muß jetzt beendet sein und nun ist es, die fachliche Arbeit für die kommende Zukunft zu fördern und die züchterische Betätigung innerhalb und außerhalb der Vereine wieder zu erwecken. Ein gutes kameradschaftliches Verhältnis der Geflügelzüchter untereinander ist Voraussetzung für jeden Erfolg. Ferner sei von der Fachschaft II. Leipzig die Züchterung gemacht worden, daß für die Durchführung kleinerer Zuchtvereine Erleichterungen geschaffen werden sollen. Es steht aber bei der Anordnung, daß nur geringe Tiere aus den Schauen gezeigt werden dürfen. Die Vereinsführer haben hierfür unbedingt zu sorgen. Alle Ausstellungen bedürfen der Genehmigung. Für mehrere Schauen größerer Art besteht schon Termin. So für die Schauen Hamm, Essen und Leipzig. Ferner soll eine große Werbung einleiten für unsere Rassegeflügelzucht, nach Möglichkeit durch Sonderabteilungen, "Eier und Geflügel im Dienste der Hausfrau", wobei besonders die Selbstversorgung durch unsere Rassegeflügelzucht herausgehoben werden muß. Zu dieser Arbeit ist von der Fachschaft ein Ehrenrat zusammengestellt worden. Ferner macht der Vorsitzende noch Ausführungen über die über die Züchtervereine, Berichtigungen der Kartei, Ehrungen verdienter Züchter usw.

Im weiteren Punkt der Tagesordnung: "Besprechung guter Bruterei und Eintagsküken" wurden die gemachten Erfahrungen ausgetauscht. Neben der Regelung soll auch großer Wert auf Rasse gelegt werden. Es erfolgte dann Anmeldungen für Bruterei und Eintagsküken. Der Verein bewilligte hierzu eine Beihilfe von 50,- M. — Zum letzten Punkt der Tagesordnung nimmt der anwesende Preisrichter Seider das Wort zu den von den hiesigen Züchtern ausgetauschten Tieren.

Die ausgefertigten Tiere, und zwar reibungslos geflügelte, weiße Legehennen, Wellen und verschiedene deutsche Züchter wurden vom Preisrichter einer Kritik unterzogen, die die Aussteller befreite. Die gezeigten Tiere waren sowohl in Farbe wie auch in Form ansehnlich und für die Zucht geeignet. Bei der im Bericht hier stattfindenden Kreisschau werden auch die Mitglieder des hiesigen Vereins ihren Mann stellen und somit auch zur Hebung der Geflügelzucht im nordwestlichen Münsterlande beitragen.

Monatsversammlung der NSD. in Breden.

Am vergangenen Mittwoch fand im Hotel Gratz die Monatsversammlung der NSD., Ortsgruppe Breden-Ammeloe, statt. Nach kurzer Begrüßung durch den Ortsgruppenführer, Evers, gab der Geschäftsführer einen kurzen Jahresbericht bekannt. Am 6. Mai 1933 wurde die Ortsgruppe Breden der NSD. ins Leben gerufen. Die Mitglieder der NSD. traten am genannten Tage der Ortsgruppe als Einzelmitglieder bei. Nach der Erzieherung in Münster am 15. und 16. Juli, an der die Ortsgruppe teilnahm, traten auch die Lehrerinnen der D. G. des NSD. bei. Somit wuchs die Mitgliederzahl auf 40 an.

Der Kreisleiter Pg. Ulrich gedachte sodann der deutschen Brüder in Österreich, über die durch die Schuld eines verbrecherischen Systems ein entsetzliches Blutbad über den deutschen Volk verhängt worden ist. Diese beispiellosen Vorgänge in dem Bundeslande zeigen uns, was aus uns geworden wäre, wenn Adolf Hitler das deutsche Volk nicht im letzten Augenblick vom Abgrund des Ruinestiefs zurückgegriffen hätte. Die Rettung des Vaterlandes verpflichtete alle deutschen Volksgenossen zur unbedingten Treue zum Führer. Besonders wir Erzieher können stolz darauf sein, daß der Führer uns zu großen Aufgaben berufen hat, nämlich die kommende Generation hineinzuführen in die große deutsche Volksgemeinschaft. Diese Jugend soll mitarbeiten an der Zukunft des Reiches, das ein Reich der Arbeit, der Freiheit und der Ehre werden soll. Sie wird einst berufen sein, die Welt aus dem Chaos herauszuführen.

Pg. Tolsdorf sprach dann über die Erziehung des Menschen zur Volksgemeinschaft. Früher habe sich die intellektuelle Schicht bewußt vom Volke distanziert. Jetzt habe auch der Erzieher, besonders in der Volksschule, die Verbindung mit dem Volke verloren. Heute heiße es, hinein in die Umgebung des Kindes. Der Erfolg jeder Erziehung sei nur dann gewährleistet, wenn der Erzieher die Umgebung des Kindes, die ihm die tiefsten Eindrücke vermittelt, kennen lerne.

Breden-Ammeloe beweist Sozialismus der Tat.

Die an alle Volksgenossen in Breden-Ammeloe ergangene Aufforderung, auch die Hauswirtschaft in den Dienst der Winterhilfe zu stellen, hat folgenden Erfolg gehabt. Die Spendenliste brachte etwa 2400 Pfund auf, dazu kam eine Geldspende von 51,- RM. Von diesen beigetragen Menge wurden sofort 2200 Pfund brutto ins nordwestliche Industriegebiet nach Gelsenkirchen ver-

schickt. Mit diesem Ergebnis steht Breden an der Spitze im Kreise Ahaus. Diese Spitzenleistung im Dienste des Winterhilfswerkes darf Breden auch in Zukunft nicht genommen werden. Spenden und Sammlern sei von dieser Stelle aus herzlich gedankt.

Der Winterpfennig muß erhoben werden.

Bei der Leerung der Büchsen für die Sammlung des Winterpfennigs am 1. Februar konnte man verschiedenelei Feststellungen machen. Der Erfolg dieser Aktion ist überall dort sehr groß gewesen, wo sich Geschäftsinhaber und Verkäufer mit ihrer Person für die Spende eingestellt haben. Die Büchsen waren fast bis oben gefüllt. In anderen Geschäften dagegen war der Inhalt der Büchse bescheiden, weil Verkäufer und Inhaber nicht den Mut fanden, die Kunden zu mahnen. Diesen Geschäftsinhabern muß gesagt werden, daß es eine Ehre ist, für den Winterpfennig zu sammeln. Die Bitte um den Winterpfennig wird keinen Kunden ärgern, sondern vielmehr



Gronau, den 21. Februar 1934.

Zum diesjährigen Haushaltsplan der Stadt Gronau

Die Beratungen über den neuen Haushaltsplan der Stadt sollen mit dem noch zu bildenden Gemeinderat baldigst beginnen. Während noch im Vorjahre ein Fehlbetrag von 510.000,- RM. im städtischen Etat zu verzeichnen ist, ist es der Stadtverwaltung in diesem Jahre zum erstenmal nach Jahren gelungen, einen ausgeglichenen Haushaltsplan herauszubringen, der sich in Einnahme und Ausgabe auf 1.909.157,- RM. ausgleicht. Das ist ein sehr erfreuliches Zeichen für Führung und Entwicklung unserer Stadt. Der Haushaltsplan ist bezgl. der Erfüllung freiwilliger Aufgaben sehr eingeschränkt worden. Viele dringende Arbeiten mußten zurückgestellt werden, weil die Gelder zur Ausführung fehlen, und die Stadt für solche Zwecke weitere Anleihen nicht aufnimmt. Da auch Wünsche nicht erfüllt werden können, die früher aufgeschoben worden sind, wird man nicht umhin können, bei Besserung der allgemeinen wie auch der städtischen Wirtschafts- und Finanzlage an die Durchführung doch einmal heranzugehen. In diesem Jahre wurde in erster Linie darauf Bedacht genommen, größere Schäden (z. B. an Gebäuden, Straßen, die ein längerer Unterlassener gründlichen Unterhaltung herbeizuführen würde) zu vermeiden. Man wird also im laufenden Wirtschaftsjahre überall die fordernde Hand unserer Stadtverwaltung spüren können. Die im Vergleich zu früheren Jahren vielfach wirtschaftlichere und sparsamere Einstellung der Verwaltung ist aus dem Planentwurf leicht ersichtlich. Einzelne Etatsansätze, die zu einer Belebung der städtischen Wirtschaft beitragen, sind erhöht worden. Zu nennen sind hier z. B. die Positionen: Gebäudeunterhaltung, Straßen, pp. Unterhaltung, Erneuerung von Einrichtungen in städtischen Gebäuden usw. Größere Notstandsarbeiten mit mehreren tausend Tagewerken sind zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit vorgesehen. Das Ziel ist, baldmöglichst alle Wohlfahrts-erwerbslosen in lohnende Beschäftigung zu bringen und sie in den Produktionsprozeß einzureihen. Erhebliche Randbedarfsarbeiten sind geplant. Daneben soll auch die übrige Wohnungsbauaktivität unterstützt werden. Der pfleglichen Behandlung der Steuerereinfälle wird größte Aufmerksamkeit geschenkt werden. Weiterer zielbewußter und planmäßiger Durchführung der städtischen Angelegenheiten dürfte es gelingen, die Fehlbetragswirtschaft früherer Jahre endgültig abzuschließen durch dauernde geordnete wirtschaftende, verantwortungsbewußte Kommunalpolitik.

Kurt Hielscher: „Das unbekannte Spanien“

Ein Vortragsergebnis im Reichsbund für Volkstum und Heimat Ortsring Gronau.

Wir Deutschen haben im Weltkrieg unsere besten und ritterlichsten Freunde in Spanien gehabt und das verdanken wir in erster Linie den Militär- und der Volkshilfe. Diese Freundschaft sollen und können wir erwidern, wenn wir uns in das Wesen und Leben dieses Landes hineindenken. Das ist mit heute Abend hier der Fall. In Spanien haben wir einen Beitrag, der zwar nicht erspürbar sein kann, zu liefern, ist mir eine besondere Freude.

So sprach Kurt Hielscher, der Meister des fotografischen Bildes, am Montag Abend in der Photovortragungsveranstaltung des Reichsbundes für Volkstum und Heimat Ortsring Gronau in der Tonhalle vor einer zahlreichen und begeisterten Zuhörerschaft. Seine Reise-Kamera war ihm unzertrennlich treue Weggefährtin. Wie kein anderer kennt er die Geleise der Fotografie, die ihre eigenen Geleise hat. Für die Wirkung des Bildes ist nach Hielscher entscheidend der „Bildpunkt des Objektes“. Und doch ist Hielscher kein Fotograf vom Fach, nein, „abso-luter Außenstehender“ will er sein. „Ich habe alles aus Liebhaberei gemacht.“ Hier liegt in der Tat des Licht-Bildners Wollst und seines Lichtbildwandlers Lust; Erfindertum in der Liebe zur schönen Welt der Architektur, der Landschaft, des Volkslebens. So erstlich Hielscher uns Montag Abend das „unbekannte Span-nien“.

Das Schicksal vergönnte es ihm, über 5 Jahre in Spanien zu weilen. Der Krieg übernahm ihn dort; er wurde von der deutschen Heimat abgetrennt. Die Zeit seines unwillkürlichen Aufenthaltes benutzte er dazu, das Land bis in die entlegensten Gebiete kennen zu lernen. Er zog hin und her, von den Fingern der Pyrenäen bis zum Tarifastrand, vom Palmwald von Elche bis zu den verlassenen Hüttenbewohnern Estremaduras. Als Schicksalsfugler zog er durch Spanien. Was an herrlichen Kunstschätzen, an geographisch Eigenartigem,

ein Band der Gemeinschaft um Käufer und Verkäufer schlingen. Zeigt Verständnis für den Willen des Führers, und das bisherige Ergebnis wird bei der nächsten Büchsenjammung um ein Bedeutendes überboten werden.

Stadtlohn

Die Stadtlöhner St. ehrt einen verstorbenen Kameraden. Unter den Klängen der St.-Kapelle zogen am Samstag nachmittag die St., St.-Kapelle und die St. hinaus zum Friedhof, um ihres verstorbenen St.-Kameraden Erich Spott zu gedenken, der im vorigen Jahre fern von seiner Heimat, Ostpreußen, hier in die westfälische Erde geliegt wurde. Bürgermeister Blante sprach in seiner kurzen Gedenkrede von der treuen Pflichterfüllung des verstorbenen St.-Mannes, der auch in den schweren Kämpfen treu zum Führer Adolf Hitler geblieben habe. In seinem Grabe gelobte man ihm auf neue, in treuer Pflichterfüllung seinem Beispiel nachzuahmen. Die Stadtlöhner Parteimitglieder würdigen ihren verstorbenen Kameraden nicht vergessen, sondern Jahr für Jahr hinaus zum Friedhof ziehen und ihren treuen Kameraden gedenken. Während die St.-Kapelle das Lied vom guten Kameraden intonierte, senkten sich die Fahnen zu einem kurzen Gruß. Unter Führung der St.-Kapelle verließen dann die braunen Soldaten die Beihelände.

Bereinsanzeiger

(Nur für Mitteilungen an die Mitglieder
Preis pro Millimeter Höhe 5 Pfennig.)

Gronauer Männergesangsverein. Heute Probe für Volks-trauertag. Vollzähliges Erscheinen ist Pflicht.

Ortsbauernstand Gronau. Auf die Anzeige in der heutigen Ausgabe betr. Versammlung und Sprechstunden werden die Mitglieder ausdrücklich hingewiesen.

Robinson darf nicht sterben!

Als weiteres Gastspiel wurde vergangenen Sonntag vom Volk. Landestheater aufgeführt: „Robinson darf nicht sterben“ von Horst-Burgard. Die Bevölkerung war sich diesmal der Qualität der Aufführung bewußt. Der geräumige Saal der Turn- und Schützenhalle war bis auf den letzten Platz besetzt. Die Spieler der einzelnen Rollen zeigten große Bühnenkunst und ernteten nach jedem Aufzuge starken Beifall. Wir wollen hoffen, daß der Andrang zu den Gastspielen in Zukunft so anhält.

Gronauer Stadt-Kundschau

Um die „Winterpfennig“-Sammlung in den Gronauer Geschäften

Eine wichtige Besprechung.

Der Ortswart der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt Gronau, Pg. Goerke, hatte zu Montag Abend die Geschäftsführer des hiesigen Einzelhandels und des Wirtsgewerbes zu einer Besprechung in das Konferenz-zimmer des Bahnhofs geladen, um in eine Aussprache darüber einzutreten, mit welchen Mitteln das Aufkommen der Sammelaktion „Winterpfennig“ zu steigern ist. Das Sammelergebnis im verfloßenen Monat Januar ist überaus kläglich. In den Sammelbüchsen mehrerer Geschäfte, die sich zu den ersten in der Stadt zählen, fanden sich bei der vor einigen Tagen erfolgten Jählung als Ergebnis eines Monats 2 Pfg., 9 Pfg. bis zu 1 Mark, während kleinere Geschäfte in den Außenbezirken der Stadt doch immerhin 2-3 RM. gesammelt hatten. Der Ortswart der NSV. betonte, daß gerade in Gronau im Gegensatz zu anderen Orten die Winterpfennig-Samm-lung sehr zu wünschen übrig lasse, der Grund für dieses geringe Aufkommen sei zum größten Teil auf die gleich-gültige, wenn nicht gar ablehnende Haltung des Einzel-händlers zurückzuführen. Aus der Versammlung wurde der Vorschlag gemacht, für die Folge das monatliche Sammelergebnis der einzelnen Geschäfte durch die Presse bekanntzugeben. Dieser Anregung gab der Ortswart auch statt, jedoch also am Anfang des nächsten Monats zum ersten Mal das Sammelergebnis der einzelnen Ge-schäfte für den Winterpfennig an dieser Stelle bekannt-gegeben wird. Den einzelnen Geschäftsführern wurde empfohlen in ihren Geschäften nochmals ein-mal auf die Bedeutung des Winterpfennigs für das Winterhilfswerk hinzuweisen. Wie in anderen Städten, so wird auch hier erwogen, die Aufträge, die das NSV. zu vergeben hat, in erster Linie den Geschäften zu geben, die sich für den Winterpfennig eingestellt haben. Die zweite und letzte Rate der von Handel, Handwerk und Gewerbe zu Beginn der Winterhilfsaktion gespendeten Beträge muß in den nächsten Tagen abgeliefert werden. Bedauerlicherweise gibt es in unserer Stadt auch einige Einzelhändler, die die Beträge gesammelt haben, aber trotz mehrfacher Erinnerung bis heute noch keinen Pfennig abgeliefert haben. Diese Säumigen sollen am Schluß des Monats namentlich durch die Zeitung an ihre Pflicht erinnert werden. Zum Abschluß sprach der Orts-walter der NSV. eindringlich über die Nationalsozial-istische Volkswohlfahrt und gab in knappen Umrissen einen Überblick über die Bedeutung der Organisation. Die Geschäftsführer haben sich dafür einzusetzen und in ihren Gruppen zu werben, daß die Mitgliedschaft zur NSV erworben wird.

Heldengedenkfeier

in Gronau am 25. Februar

Die Ortsgruppe Gronau des Volksbundes deutsche Kriegsgräberfürsorge ruft die gesamte Bevölkerung zu einer einmütigen Kundgebung am Sonntag Reminiscere, den 25. Februar auf. Die Heldengedenkfeier findet nach den Hauptgottesdiensten um 11.45 Uhr in der Tonhalle Lillienfeld statt. Es wirken mit der Musikkapelle der Standarte 355 Gronau unter Leitung des Musikzugführers Fürtke und der Gronauer Männergesangsverein unter Leitung des Dirigenten Brindöple. Die Ge-dächtnisrede wird Pg. Heinrich Nelling halten. Nach der Gedenkfeier findet die Kranznieder-legung am neuen Kriegerdenkmal und am 17er Den-kmal statt.

Es wird erwartet, daß die Verbände Gronaus sich mit Fahnen an der Kranzniederlegung beteiligen. Die Behörden und Schulen flaggen am 25. Febr. halbmast. Die Bevölkerung wird gebeten, sich dem Vorgehen anzuschließen und sich an der Heldengedenkfeier zahlreich zu beteiligen.

Öffentliche Luftbarkeiten am Heldengedenktage sind von der Polizeibehörde verboten. Auf die Veröffentlichung des Programms in dieser Zeitung wird noch be-sonders hingewiesen.

1. Kath. Arbeiterverein St. Paulus. In einer Versammlung im Vereinslokal „Concordia“ hatten sich am Freitag Abend die Mitglieder des katholischen Arbeitervereins St. Paulus eingefunden, wo nach der Er-öffnungsansprache des Vereinsleiters der Arbeit-ersekretär Deing aus Rheine über die Invalidenver-sicherung und die entsprechenden neuen Bestimmungen und Erlasse referierte, wobei er auf die einzelnen Ge-biete wie Krankenversicherung, Kassenversicherung, Witwenversicherung u.a.m. einging. Anschließend folgte eine lebhafte Aussprache, in der Redner noch manche Zweifelsfragen klären konnte. Die grundlegenden Wor-te des Arbeitersekretärs wurden von den anwesenden Mit-gliedern, wozu sich auch eine Anzahl der Verjüngung ein-gefunden hatte, mit Aufmerksamkeit entgegengenommen.

Mütterberatung. Am Donnerstag, dem 22. 2. 1934 findet in der alten Schillerstraße, neben der Ar-beitsamtsniederlassung, von 15 bis 16 Uhr die Mütterbe-ratung statt.

Spiel und Sport.

Spiel- und Sportverein 1912 — Preußen Borchhorst 1:1.

Einen spannenden Punktekampf lieferten sich am Sonntag auf dem hiesigen Platz oben genannte Vereine. Epe enttäuschte nach der angenehmen Seite und spielte besonders in der ersten Halbzeit mit einem Elan und Eifer, die vorbildlich wirkten. Auch zeigten die Borchhorster Preußen, die bekanntlich mehrere Tabellenplätze höher stehen, einen riesigen Kampfeswillen, jedoch ein klägliches Foul und abwechselndes Spiel zustande kam. Dank seiner technischen Spielweise kann Epe im Anfang der ersten Hälfte zum Führungstor einziehen. Epe bleibt weiterhin überlegen, jedoch bleiben seine Vor-sätze ohne weiteren Erfolg. Nach der Pause ändert sich ein wenig das Bild. Der Platzhelfer spielt zusammenhangloser, ein Spieler wird gleich verletzt, wodurch natür-lich die Mannschaft sehr geschwächt ist. Borchhorst kann gleichgültig und für Epe, das die ganze 2. Hälfte mit nur zehn Mann durchziehen muß, kommen bange Minu-ten. Doch werden mit Sicherheit wieder alle Angriffe der Borchhorster zunichte gemacht und Epe dirigiert wie-der das Spiel. Doch langt es nicht mehr zu einem Tor. Eine große Chance, in letzter Minute ein Elfmeter, kann nicht ausgenutzt werden dank der Fingersicherheit des Preu-kenwarters. Somit hatte Epe wenigstens einen Punkt erobert. Die Tabelle hat demnach folgendes Aussehen:

Verein	Sp.	gew.	un.	verl.	Tore	Pkte.
Nahenport Coesfeld	12	10	1	1	32:19	21
Sportwag. Rheine 09	13	10	1	2	39:13	21
N. f. L. Dülmen	14	10	0	4	68:15	20
Ballp. Rheine	13	7	1	5	35:30	15
Preußen Borchhorst	13	6	2	5	30:27	14
Spaga. Gronau 21/24	13	5	3	5	33:26	13
Spielverein Emsdetten	14	6	1	7	24:40	13
Spn. Ibbenbüren	13	5	2	6	32:37	12
Spiel und Sport Epe	14	5	1	8	22:39	11
Teuto Riesenbed	14	4	2	8	32:45	10
Union Burgsteinfurt	12	1	3	8	8:31	5
Sport, Wilsberg	13	0	3	10	16:40	3

Weitere lokale Nachrichten auf einer anderen Seite.

Die Siegerin

Roman von Mie-Leonore Schönberg

Nachdruck verboten // Verlag Pressebüro „Durchbruch“ Bonn

11)

Ich denke daran, wie Sie einer Mutter das Sterben leicht machten! Bei jedem andern hätte es wie ein Opfer ausgesehen, bei Ihnen war es Selbstverständlichkeit! Sie schenken der Sterbenden die Ruhe und geben ihr den Frieden. Sie schenken dem Kinde Ihre Liebe, wie Ihrem eigenen.

Werde ich auch mein Geschenk erhalten? Ich werde warten und hoffen, daß es mir eine gültige Gabe unter den Tannenbäumen liegt.

Noch ein paar Worte von hier. Ich bin jeden Tag zufriedener, daß ich im Altbau meine neue Heimat gefunden habe. Sehen Sie, das ist auch wieder Ihr Werk! Ein Geschenk durch Sie!

Ich habe Ihr Häuschen instandsetzen lassen, stehe oft davor und meine, daß Sie auf der Holzgalerie gehen und mir Ihren Gruß zukommen. Ich kann die Hoffnung nicht aufgeben, daß Sie dort einziehen!

Die alte Dame führt das Regiment hier weiter. Ich bin ihr dankbar, daß sie bleiben will. Meinem Onkel geht es jetzt zufriedenstellend. Es scheint, daß sich sein Leiden nicht weiter verschlimmert hat, so daß mir sein wertvoller Rat doch noch zur Seite steht.

Mit aufrichtigem Mitleiden aber teile ich Ihre Sorge um Ihren Herrn Vater! Gott stärke Sie, meine liebe, liebe Frau Beate! Seien Sie überzeugt, daß Ihr treuester Freund Ihnen immer zur Verfügung steht.

Eben ruft mich wieder die Pflicht. Da der Brief aber heute noch zur Post soll, muß ich schließen.

Das Weihnachtsgelein, das hier durch den winterlichen Wald fliegt, soll meine Wünsche und Grüße zu Ihnen tragen. Ich bin in sehr lebhafter Erwartung der Erfüllung meines Wunsches, wie Heinz-Hasso es nicht mehr kann, mit den herzlichsten Grüßen und Wünschen für Sie und die Ihren.

Ihr
Udo Binder.

Beate lächelte, als sie gelesen hatte. Ja, ein großes Kind war der Freund. Solch einen Wunsch konnte nur er sich ausdenken!

Sie trat ans Fenster und sah hinaus. Noch immer wirbelte der Schnee zur Erde. Eine tiefe Ruhe herrschte in der Natur. Lautlos glitten die weißen Flöden zu Boden, immer dicker wurde das weiße Leinentuch.

Beates Gedanken gingen auf die Wanderung, und sie gedachte eines ferneren, ferneren Glückes, das ihr einmal geheißen hatte, das ein anderer ihr neu geben wollte.

Unmerklich schüttelte die einsame Frau den Kopf: „Hasso! ... Hasso!“ murmelte sie. „Du hast mich verlassen! ... Du hast mich verlassen!“

Ihr Auge wurde nass, sie ging ins Zimmer zurück und an das Bett ihres Kindes. Lange sah sie auf den kleinen Schläfer, neigte sich zu ihm herunter und küßte die zarte Stirn. Als sie sich aufrichtete, war sie ganz ruhig: „Du sollst dein Weihnachtsgeschenk haben, Udo Binder.“, sagte sie leise vor sich hin.

Am nächsten Morgen hatte es aufgehört zu schneien, meterhoch lag der Schnee, es hatte etwas gestoren, und vom blauen Himmel lagte die Sonne.

Beate konnte den Vater ohne Sorge fahren lassen. Heinz-Hasso war wie aus dem Häuschen vor Freude und konnte die Zeit kaum erwarten, bis der Schlitten vor der Tür stand. Ganz geduldig ließ er sich in eine große weiße Dede einwickeln. Aus Angst, daß man ihn nicht mitnehmen könnte, war er ganz still. Beate hüllte den Vater fürsorglich in seinen warmen Pelz und freute sich, daß er heute mit so hellen Augen um sich sah.

Sie führten zuerst durch den Wald, die Bäume liehen ihre Äste unter der Schneelast tief herabhängend, glühend rötlich-gelb schimmerte im Sonnenchein der Schnee, der leise unter der Last knirschte, die darüber fuhr. Das Glöckchengeläute des Pferdeschritts war weithin zu hören.

Heinz-Hassos Gesichtchen war so strahlend glücklich, daß der Großvater ihm oft zuwinkte und gerne das Plaudern des Kleinen mit anhörte: „Laß ihn nur, Kind.“, sagte er, als er merkte, daß Beate besorgt war, daß es ihm zuviel würde, ich bin heute frisch und fühle mich so wohl, wie schon lange nicht mehr.

Als sie am Meer, das graublau vor ihnen lag, waren, ließ Direktor Loffo Schritt fahren. Seine Augen sahen über die Wasser mit einem dankbaren, frohen Ausdruck.

„Ich habe das Meer von Kind auf geliebt, Beate. Seemann wollte ich werden, Marineoffizier, wie mein Bruder, aber er kam von einer Fahrt nicht mehr zurück. Ich war der Einzige noch, und meiner Mutter zuliebe entlagte ich meinen Wünschen. Und doch habe ich mir dann mein Glück auf dem Meere geholt. Wir machten eine Segelfahrt, Senator Hassel, seine Frau, seine Tochter und ich. Herrliches Wetter war, eine starke Brise wehte, die das Segeln zur Lust machte. Doch plötzlich änderte sich der Wind, Sturmwolken ballten sich zusammen, und ehe wir den schützenden Hafen erreicht hatten, brach der Orkan los. Wir wurden sein willenloses Werkzeug, trieben auf den Wellen, jeden Augenblick gewärtig, daß unser Boot kenterte ... Senator Hassel hielt die Hand seiner Frau, an mich aber hatte ich schon jubelnd meine Tochter geleitet, die ich schon lange heimlich liebte. Jetzt, fest hielt ich sie ... ich hab sie nimmer gelassen. Fast war es ein Wunder, daß wir gerettet wurden. Man hatte das treibende Schiff bemerkt und das Rettungsboot geschickt. Es erreichte uns gerade noch in den letzten Augenblicken, ehe es ganz mit Wasser gefüllt war ... Am Abend haben wir Verlobung gefeiert. Wir haben das Meer dann beide geliebt!“

„Auch ich fand mein Glück am Meer; aber mir wurde es wie er entzogen!“ ging es durch Beates Seele. Trübsinnig blickte der alte Herr, als er geendet hatte, in die Ferne. Leise sagte er mit dem Kopf abschiebend grüßte er die blaugrauen Wasser, die seine Augen nie mehr sehen würden. Er fühlte, daß seine Tage gezählt waren.

Beate hatte nur still seine Hand genommen und ließ sie auf der Fahrt nicht mehr los. Heinz-Hasso war müde geworden, und Direktor Loffo befahl dem Kutscher: „Nach Hause, bitte!“

Langsam fuhr der Schlitten heimwärts. Noch lange dachte Beate dankbar an diesen Tag zurück.

Weihnachten war vorbei. Durch den Nebel der Kinder war es ein frohes Fest gewesen. Heinz-Hasso kniete jubelnd vor seiner Holzzeitbahn, die ihm „Onkel Udo“ geschickt hatte. Marlene baute die Würfel mit den bunten Bildern auf. Beate und ihr Vater sahen in den strahlenden Kerzenbaum.

„Es wird meine letzte Weihnacht sein.“, sagte Direktor Loffo leise.

Nicht, Vater, nicht so! Existiert klang die weiche Frauenstimme.

Warum nicht, Kind? Ich habe mein Leben gelebt, reich war es an Freude, auch das Leid hat nicht gefehlt, deine Liebe ist um mich, bis es zu Ende ist! Des Menschen Los! Ich freue mich, bis ich ausruhen kann. Berstet mich, Beate, daß du nicht zu traurig bist! Denke an mich, daß mir dann wohl ist, daß ich nun bei denen bin, die mir vorausgegangen sind!

Herzlich ruhte des Vaters Auge auf der Tochter, und diese legte ihre Hand in seine ausgestreckte: „Ich verspreche es dir!“ sagte sie bewegt.

Dr. Udo Binder hatte sein „Geschenk“ erhalten und ein Danktelegramm geschickt.

Bald nach den Festtagen fuhr Beate nach Berlin. Sie schied sorglos, als sie erst gefürchtet hatte, von Hause, denn der Vater war seit der Schlittenfahrt merkwürdig frisch und weniger müde, auch die Stimmungen am

Weihnachtsabend waren übermüdet. Die Kinder wußte sie bei Schwester Hilde in guter Hut.

„Das Ausspannen von allen häuslichen Sorgen und die Ruhe wird dir gut tun, meine Beate.“, sagte der Vater herzlich, als sie sich von ihm verabschiedete, „grüße Dr. Binder und komme mir gesund wieder!“ Mit einem selbstmehmütigen Blick sah er der schlanken Gestalt nach. „Wie wirst du mir wiederkommen, Beate?“, und ihm war plötzlich, als müsse er sie zurückrufen ...

Eine scharfe Luft wehte durch die Straßen der Hauptstadt. Strenge Kälte war eingetreten, nachdem es tagelang geschneit hatte. Der Tiergarten glitzte einem Märchenwald inmitten des Großstadtlärms und -getriebes, eine Dase des Friedens und des Ausruhens für den Menschen, der auf schmalen, gebahnten Wegen ging. Schon wärmer schien die Sonne vom klaren Himmel und tauchte in ihr strahlendes Lichtmeer die schneebedeckten Rasenflächen, die mit kahleis überzuckerten Bäume und Sträucher. Überall war ein Glitzern und Glimmern.

Dr. Udo Binder ging wartend auf dem Bahnsteig des Stettiner Bahnhofes auf und ab. Wie freute er sich auf die kommenden Tage. Er hätte nicht gedacht, daß es für einen Mann ein solches Freuen geben könne. Daß Beate vom Nied nach Berlin kam, um mit ihm zusammen zu sein, gab ihm wieder neue Hoffnung, doch eines Tages den Sieg über den Tod zu erringen.

Langsam fuhr der Zug ein. Stürmisch klopfte des Mannes Herz, und sein Auge wurde dunkel, als er Beate in ihren Pelzmantel gehüllt, am Fenster stehen sah. Sie nickte dem Wartenden freundlich zu, und dann standen sich die Freunde gegenüber.

„Willkommen und Dank, liebe Frau Beate!“

„Grüß Gott, mein Freund! Nun wollen wir einmal recht froh zusammen sein, nicht wahr? Vater läßt grüßen, und Heinz-Hasso trägt mir besondere Grüße auf, selbst Marlene sagte: „Onkel Udo! Du!“ Beate plauderte unbefangen und gab so dem Manne an ihrer Seite die Ruhe wieder. Mit ihrem feinen Fraueninstinkt half sie ihm auch in den Tagen ihres Zusammenseins immer wieder, wenn ihm das Schweigen schwer fallen wollte. Sie vermied mit festerem Takt jedes Wort, das ihr Zusammensein hätte nicht nur als ein freundschaftliches scheinen lassen. So daß kein Mißklang entstehen konnte.

Das Schweigen mußte bleiben. Beate war gekommen, um sich zu prüfen. Eine Entscheidung durfte nicht fallen. Jetzt noch nicht ... sie hätte eine Trennung herbeigeführt.

So verging die Zeit nur allzu rasch. Jeder Tag brachte etwas anderes. Die Vormittage gehörten den Galerien und Sammlungen, für die Beate großes Interesse hatte, die Abende verbrachten die beiden Freunde im Theater, um nachher noch gemütlich in einem Lokal beisammen zu sitzen.

Dr. Binder behauptete, darauf freue er sich den ganzen Tag. „Dann hätte er Beate doch für sich allein!“ Aber wir sind doch immer beisammen“, lachte diese. Sie saßen an einem kleinen Tisch in einem guten Restaurant, gegenüber, und Udo Binder bemerkte mit Befriedigung, wie mancher Blick zu der schlanken Frau in dem dunkelblauen Seidenkleid bewundernd glitt. Hätte jemand geahnt, daß sie ihm nicht gehörte, sondern er sich jeden Tag mehr nach ihr sehnte!

„Ja, beieinander sind wir, aber hier sind Sie durch nichts abgelenkt. Hier hören Sie mir zu, hier erzählen Sie mir von allem, was Ihr Leben bedeutet.“

„Habe ich das sonst nicht getan?“ Beate sah erstaunt auf.

Nicht so, wie ich möchte, Frau Beate! In den Ausstellungen sind es die Bilder und Kunstwerke, mit denen ich Sie teilen muß, in den Geschäften die Waren, auf den Straßen die Menschen, die Schaufenster, im Theater das Stück und die Schauspieler, im Konzert die Musik ...

„Ich jetzt fassen Sie mir gegenüber, und ich kann immer Ihr lebendes Gesicht sehen. Wenn Sie jetzt zu mir sprechen, ist nichts zwischen uns, dann erlebe ich mit Ihnen, was Sie mir erzählen. Ich sehe Ihren Vater, die Kinder durch Sie ... mit Ihnen! Das macht mich dann so glücklich und dankbar.“

Beate hatte ihn mit keinem Worte unterbrochen. Jetzt sagte sie leise: „Sie lieber, guter Mann! Bist du ... vielleicht kann ich Ihnen Ihre Treue einmal danken.“

„Beate“, heiser klang seine Stimme und dunkel waren seine Augen vor unterdrückter Bewegung, „ich danke Ihnen für dieses Wort!“ Er sah das leise Leben um ihren Mund. O, daß er diese Lippen hätte küssen dürfen ... endlich ... endlich!

In Beates Herzen aber schrie es auf: „Hasso! Gehe! ... Hilf du mir!“

Als an diesem Abend Dr. Binder und Beate den kurzen Weg von der Leipzigerstraße zum Fürstentum, wo sie beide wohnten, zurücklegten, schob dieser seinen Arm zum ersten Mal in den seiner Begleiterin, und diese ließ es mit einem stillen, zugenähten Lächeln geschehen.

Der letzte Tag des Zusammenseins für die beiden Freunde kam. Sie fuhren nach Potsdam, das Beate besonders gerne hatte.

Das Schloß des großen Königs lag in dichterschneller Umgebung, nur schmale Wege waren gebahnt, die zu ihm hinaufführten. Beate belästigte mit Interesse die Sebenswürdigkeiten und stand in der alten Garnisonstirche andächtig an der Sänfte, in der der größte Herrscher Preußens ruht. Es ist nur ein kleiner schlächter Raum, in dem der Sarg steht ... ein einfacher Zinnsarg. Daneben schläft sein Vater ... Fahnen halten Wacht über ihm. Kränze bedecken sein letztes Ruhelager.

Als Napoleon in Berlin eingezogen war, besuchte er Friedrich des Großen Gruf. Er nahm den Hut ab und sprach zu seiner Umgebung: „Meine Herren! Lebte dieser noch, würden wir nicht hier!“ sagte der Kirchen-diener, der ihnen gefolgt war.

Still standen die beiden jungen Menschen. Dr. Binder hatte den Arm um seine Begleiterin geschlungen, so standen sie, und grüßten den toten König!

„Ich danke Ihnen für diesen letzten Tag, Beate“, sagte Dr. Binder und küßte ihre Hand, „es war ein guter Gedanke von Ihnen, daß wir heute hierher fuhren. Ich glaube, wir sind uns in diesen Tagen vertrauter geworden.“

„Ja, es war eine gute, schöne Zeit!“

Beate sah den Freund an und nickte ihm herzlich zu. Als sie ins Hotel gekommen war, um sich umzukleiden, leuchtete ihr, auf dem Tisch liegend, ein weißes Papier entgegen. Hastig griff sie danach, überflog den Inhalt und ging rasch an das Haustelefon in ihrem Zimmer.

„Bitte, Nummer 96!“

„Hier, Dr. Binder.“

„Udo, kommen Sie rasch zu mir!“

Dr. Binder wußte sofort, daß etwas geschehen war, wenn Beate nach ihm rief, und als er nach wenigen Minuten vor ihr stand, hielt sie ihm mit verstörtem Gesicht die Dupelche entgegen.

„Ich muß heute noch abfahren.“

„Direktor Loffo schwer erkrankt, Schlaganfall, Lebensgefahr!“ lautete der Inhalt des Telegramms.

Schwester Hilde hat mir versprochen, die Wahrheit zu sagen, wenn etwas zu Hause passieren sollte. Helfen Sie mir, lieber Freund, daß ich noch zur rechten Zeit komme!“

„Ich werde alles für Sie erledigen, Beate!“ Warm und beforzt klang die tiefe Stimme. „Packen Sie Ihre Sachen zusammen, ich werde mich zunächst nach den Jüngen erkundigen.“ Er eilte hinaus und Beate machte sich rasch fertig.

Sie hatte jetzt nur den einen Gedanken und Wunsch, den geliebten Vater noch lebend anzutreffen.

Das Telefon klingelte: „In zwei Stunden geht ein Zug, Beate. Morgen früh sind Sie zu Hause. Ich habe Ihre Ankunft an Schwester Hilde depechiert.“

„Ich danke Ihnen. Wie? – Natürlich kommen Sie nur!“

Udos treuherzige Art empfand die junge Frau mit großer Dankbarkeit, und als er oben in ihrem Zimmer stand, um ihr Lebenswohl zu sagen, überwältigt von dem Sturm seiner heißen Liebe, ließ sie es geschehen, daß er sie umschlang und küßte ... nur einen Augenblick, dann machte sich Beate rasch frei ...

Er wußte, daß sie ihm nicht zürnte. Sie sah ihn nur an, ohne ein Wort zu sagen, und er nahm ihre Hände und drückte sie innig: „Danke! Danke!“ murmelte er. „Ich weiß, daß wir uns wiedersehen werden!“

Dr. Binder konnte Beate nicht, wie er so gerne gewollt, begleiten. Die Pflicht rief ihn zurück. Er empfand es schmerzhaft, daß er ihr in dieser schweren Zeit nicht zur Seite stehen konnte.

Es gelang ihm, für Beate noch eine Schlafwagenkarte zu lösen. Lange sah er dem Zuge nach, der ihm Beate entführte. Fest biß er sich auf die Lippen, ihm war plötzlich, als seien all seine Hoffnungen der letzten Tage zerstört.

Beate schlief nicht, aber sie lag ausgestreckt auf ihrem Bette, so wenigstens die Glieder ausruhend. Sie atmete auf, als es draußen heller wurde und sie sich bald am Ziele wußte ...

„Lebt mein Vater noch?“ Beate trat in ihr Elternhaus, wo Schwester Hilde sie erwartete. „Wer ist bei ihm?“

Eine Schwester, gnädige Frau. Herr Loffo ist teilweise bei Besinnung, nur die Sprache hat er noch nicht wiedergefunden.“

„Die Kinder?“

„Sie schlafen noch. Ich bin mit ihnen nach dem zweiten Stod gezogen.“

„Das haben Sie gut gemacht, Hilde.“ Beate hatte ihre Sachen abgelegt und ging zu ihres Vaters Schlafzimmer. Die Lampe war dunkel verhängt. Als Beate eintrat, erhob sich die Schwester, die neben dem Bett lag. Sie sah ihr die Hand und nickte ihr freundlich zu. „Wie war die Nacht?“ Dann stand sie neben ihrem Vater und sah mit tiefem Kummer auf das bleiche Gesicht. Sie sah nach der Hand. Raum fühlte sie den Puls. Aber der Kranke merkte die Berührung und öffnete die Augen, die halb von den Lidern verdeckt gewesen waren. Ein Strahl freudigen Erkennens erwachte in ihnen. Direktor Loffo hob die linke, nichtgelähmte Hand und streckte sie der Tochter entgegen. Sein Mund verfuhr vergebens Worte zu formen. Stillsah er Beate an. Diese strich über die feuchte Stirn und küßte den Vater.

„Liebster Vater! Jetzt ist deine Beate bei dir, jetzt wird alles gut!“

Ein Lächeln umspielte des Kranken Lippen. Leise sagte er, aber sein Auge ruhte fragend auf ihrem Gesicht.

Und wieder verstand die Tochter das stumme Bitten. Sie neigte sich über ihn: „Udo Binder läßt dich herzlich grüßen. Er war sehr traurig, daß er nicht gleich mitkommen konnte, Vater! Er ist mir in diesen Tagen sehr lieb geworden!“ Etwas Ueberwindung kostete sie diese Worte, aber sie wußte, sie gab ihm die Ruhe. Sie bereute sie nicht, als der Kranke mit leichter Kraft ihre Hand drückte. Ein zufriedener Ausdruck lag auf seinen Zügen, als er jetzt die Augen schloß.

Beate blieb am Bette sitzen und wartete, bis er eingeschlafen war. Vorsichtig, ihn nicht zu wecken, stand sie auf.

„Küßen Sie mich sofort, wenn mein Vater wieder wach wird, Schwester!“ Die Schwester kam aus dem Nebenzimmer und nahm ihren Platz wieder ein.

„Gewiß, gnädige Frau. Sie können sich ganz auf mich verlassen.“

Heinz-Hasso lag in seinem Gitterbettchen und streckte der eintretenden Mutter mit einem Jubelschrei die Arme entgegen und umhalf sie so fest, daß ihr fast der Atem ausging.

„Meine Mutter!“ In diesen wenigen Worten lag das ganze Vermissten des Kinderherzens und das Glück, die Mutter wiederzusehen.

„Mein Herzblatt!“ flüsterte Beate bewegt. – „Nein! Nein! Ich kann dir noch keinen anderen Vater geben und sei es auch der treueste Mann!“ ging es durch ihre Seele.

Der Kleine wollte sofort aus seinem Bette klettern und mit der Mutter fortgehen. Sie aber nahm ihn auf den Schoß und erzählte ihm, daß der liebe Großvater sehr krank sei und Mutter bei ihm bleiben müsse und er, wenn er wieder gesund sei, könne sie mit ihm und Marlene spielen.

Ernsthaft hörte das Kind zu und ließ seinen Blick nicht von dem Gesicht der Mutter.

„Heinz-Hasso will sehr artig sein und auch auf Marlene aufpassen, daß sie nicht weint, dann wird Opa bald wieder besser, nicht wahr? Muß Opa jetzt auch süße Medizin schlucken?“

„Ja, mein Liebling!“ sagte Beate mit erstickter Stimme und küßte ihr Kind. Dann ging sie, den Knaben auf dem Arm, in das anstößende Zimmer, wo Marlene mit rotgeschlafenen Bäckchen in ihrem Bettchen schlief anlagte.

„Mama!“ kam es in zärtlichem Tone. Beate setzte Heinz-Hasso zu ihr: „Nun spielt miteinander, bis Tante Hilde euch holt!“

„Wir sind sicher lieb, Mutti!“ versicherte dieser ernsthaft und schlang den Arm wie ein kleiner Ritter um das Schwesterchen.

Beate ging in die unteren Räume hinunter und bestellte sich etwas zum Essen.

„Versprechen Sie mir, Beate, auch an sich zu denken.“, hatte Dr. Binder beim Abschied gesagt, und sie wollte das ihm gegebene Versprechen halten. So zwang sie sich, einige Bissen zu sich zu nehmen.

Dann ging sie wieder zu ihrem Vater und nahm seine Hand in die ihre. Schwester Eva hatte ihr den Lehnstuhl neben das Bett gerückt. „Danke, liebe Schwester!“ Beate küßte sie jetzt ein wenig spazieren. „Wer weiß, ob Sie mich nicht wieder abblenden müssen.“, flüsterte sie.

Stunde um Stunde verging. Immer schwächer wurde der Puls, ein leichtes Atemraffeln setzte ein. Der Arzt kam, und Beate trat mit ihm für einen Augenblick in das Nebenzimmer.

„Wollen Sie, daß ich noch Kämpfer gebe? Sie wissen ja selbst, daß es nur ein Hinhaken ist, gnädige Frau.“

„Nicht noch quälen, Herr Doktor“, antwortete die Gelehrte leise. „Er wird sanft hinübergehen ... er hat sich so nach der Ruhe gesehnt!“ Ein Schluchzen war in ihrer Stimme. „Ich bin dankbar, daß ich noch zur Zeit kam. Daß die beiden Tage noch so gut für ihn waren, wie mir Schwester Hilde erzählte, und daß er sich täglich freute, daß ich in Berlin war. Dieser Gedanke läßt mich auch ruhiger sein, daß ich nicht mehr um ihn war.“

Der Arzt nickte. „Ich kann Sie verstehen, Frau vom Nied. Ihm ist die Ruhe zu gönnen. Schmerzen wird Ihr Vater nicht mehr haben. Ich stelle Ihnen, für alle Fälle, etwas hin. Küßen Sie mich an, ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung.“ Er gab Beate die Hand und ging hinaus.

Gegen Abend wachte Direktor Loffo noch einmal auf. Sein Blick kam aus weiter Ferne, die Seele war auf der Wanderung nach dem Lande, in das sie ziehen wollte, noch einmal umkehrt. Schwebend glitten die Augen im Zimmer umher, dann trafen sie Beates Gesicht.

„Beate! Ich lege ... dich und dein Kind! ... Marlene ... grüße sie alle. Dank!“ Klar, sehr leise kam es über die Lippen. Die letzten Worte waren nur noch ein Flüstern, aber wie unjagbar dankbar war die Tochter. Die Lider sanken wieder über die müden Augen.

Die Lider sanken wieder über die müden Augen. Die Lider sanken wieder über die müden Augen. Die Lider sanken wieder über die müden Augen.

Als die Dämmerung heraufzog, war Direktor Loffo für immer eingeschlafen, er war ausgelebt wie ein Kind. Beate schloß die Lider mit sanftem Druck und küßte den geliebten Vater zum letztenmal.

Dann rief sie Schwester Eva herein, die nebenan gewartet hatte, und bettete mit dieser ihren Toten zur letzten Ruhe. Keine andere Hand, als die ihre, sollte ihm diesen Lebensdienst noch erweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Drissbauernstand Gronau

Zu der am Donnerstag, den 22. Febr. im Hotel zur Post stattfindenden

Verammlung

aller Mitglieder wird hiermit dringend eingeladen. Referent: Geschäftsführer des Kreisbauernstandes Dr. Lohmann, Breden. Thema: Erbschaftsrecht usw.

Auf die am gleichen Tage von 4–7 Uhr im Lokale Rerf, Eper Chaussee, stattfindenden Sprechstunden obigen Geschäftsführers weisen wir hiermit nochmals ausdrücklich hin. Von 7–8 Uhr ist am gleichen Abend im Hotel zur Post Vorstandssitzung und Tagatorien des Pflanzvereins, Gronau.

Jeder hat im Januar die blaue Kornblume getragen



Jeder trägt das Wimpel-Abzeichen des D.A.

Freitag, d. 23. Febr.

am

D.A.-Opfertag

für das Winterhilfswerk.

Schneiderge- sellen u. Beherling

Mahlschneiderei und
Blutbrennerei
Gerh. Rothers Ehe
Gronauer Str. 37

Ein gutes Buch
aus dem
Bortomäusverein
ist ein
Schutzgeß des Hauses!

in 8 Tagen be-
seitigt. Töchter-
chen von
starker Bron-
chitis durch
Husta-Glycin

beieit. Seit Jahren litt ich an
Husten und Atembeschwerden, mit
2 Fl. vom Leiden erlöst. V. Kran-
kenhaus-Aerzten und -Professoren
nen. Nehmen auch Sie nur
Husta-Glycin. Fl. RM. 1.-, 1.65
u. 3.25. Husta-Glycin Dose RM. 0.75

Ahaas Drog. Willi Schöning. Epe
Drog. Nade. Gronau Drog. W.
ten Dam am Rathaus und Au-
gust-Hahn Str.

Ein gutes Buch
aus dem
Bortomäusverein
ist ein
Schutzgeß des Hauses!

Ein gutes Buch
aus dem
Bortomäusverein
ist ein
Schutzgeß des Hauses!

Ein gutes Buch
aus dem
Bortomäusverein
ist ein
Schutzgeß des Hauses!

Ein gutes Buch
aus dem
Bortomäusverein
ist ein
Schutzgeß des Hauses!

Ein gutes Buch
aus dem
Bortomäusverein
ist ein
Schutzgeß des Hauses!

Ein gutes Buch
aus dem
Bortomäusverein
ist ein
Schutzgeß des Hauses!

Ein gutes Buch
aus dem
Bortomäusverein
ist ein
Schutzgeß des Hauses!

Ein gutes Buch
aus dem
Bortomäusverein
ist ein
Schutzgeß des Hauses!

Ein gutes Buch
aus dem
Bortomäusverein
ist ein
Schutzgeß des Hauses!

Ein gutes Buch
aus dem
Bortomäusverein
ist ein
Schutzgeß des Hauses!

Ein gutes Buch
aus dem
Bortomäusverein
ist ein
Schutzgeß des Hauses!

Ein gutes Buch
aus dem
Bortomäusverein
ist ein
Schutzgeß des Hauses!

Ein gutes Buch
aus dem
Bortomäusverein
ist ein
Schutzgeß des Hauses!

Ein gutes Buch
aus dem
Bortomäusverein
ist ein
Schutzgeß des Hauses!

Husten Verschleimung

beieit. Seit Jahren litt ich an
Husten und Atembeschwerden, mit
2 Fl. vom Leiden erlöst. V. Kran-
kenhaus-Aerzten und -Professoren
nen. Nehmen auch Sie nur
Husta-Glycin. Fl. RM. 1.-, 1.65
u. 3.25. Husta-Glycin Dose RM. 0.75

Ahaas Drog. Willi Schöning. Epe
Drog. Nade. Gronau Drog. W.
ten Dam am Rathaus und Au-
gust-Hahn Str.

Ein gutes Buch
aus dem
Bortomäusverein
ist ein
Schutzgeß des Hauses!

Ein gutes Buch
aus dem
Bortomäusverein
ist ein
Schutzgeß des Hauses!

Ein gutes Buch
aus dem
Bortomäusverein
ist ein
Schutzgeß des Hauses!

Ein gutes Buch
aus dem
Bortomäusverein
ist ein
Schutzgeß des Hauses!

Ein gutes Buch
aus dem
Bortomäusverein
ist ein
Schutzgeß des Hauses!

Ein gutes Buch
aus dem
Bortomäusverein
ist ein
Schutzgeß des Hauses!

Ein gutes Buch
aus dem
Bortomäusverein
ist ein
Schutzgeß des Hauses!

Ein gutes Buch
aus dem
Bortomäusverein
ist ein
Schutzgeß des Hauses!

Ein gutes Buch
aus dem
Bortomäusverein
ist ein
Schutzgeß des Hauses!

Ein gutes Buch
aus dem
Bortomäusverein
ist ein
Schutzgeß des Hauses!

Ein gutes Buch
aus dem
Bortomäusverein
ist ein
Schutzgeß des Hauses!

Ein gutes Buch
aus dem
Bortomäusverein
ist ein
Schutzgeß des Hauses!

Ein gutes Buch
aus dem
Bortomäusverein
ist ein
Schutzgeß des Hauses!

Ein gutes Buch
aus dem
Bortomäusverein
ist ein
Schutzgeß des Hauses!

Ein gutes Buch
aus dem
Bortomäusverein
ist ein
Schutzgeß des Hauses!

Ein gutes Buch
aus dem
Bortomäusverein
ist ein
Schutzgeß des Hauses!

Ein gutes Buch
aus dem
Bortomäusverein
ist ein
Schutzgeß des Hauses!

1/2 Jahre Gefängnis gegen Dr. Meurer beantragt.

Die Plädoyers.

bst Essen, 20. Februar.

Die Kleinen hängt man, die Großen läßt man laufen", lautet der Ausgangspunkt der Anklage des Staatsanwalts. Nach der Ansicht des Redners geht Dr. Meurer zu diesen Großen. Man dürfe ihn also nicht laufen lassen. Vor allem wende sich die Anklage gegen die Auffassung, daß Dr. Meurer ein großer Wirtschaftsführer gewesen sei, und daß er machen konnte, was er wollte. Der Staatsanwalt stellt das Ideal auf: Der Beamte dient der Ehre, nicht des Geldes wegen. Der Beamte auf dieser und der Kapitalist auf der anderen Seite, man möge ihn auch Wirtschaftsführer nennen, seien Gegensätze. Dr. Meurer habe Gelegenheit gehabt, als Beamter zu handeln, nicht als Wirtschaftsführer. Ob er davon Verdienste gehabt habe, sei ohne Bedeutung. Er lege nicht auf dem Standpunkt, dem so manche Zeugen Ausdruck gegeben, daß dem Angeklagten nichts Böses antrauen sei. Er traue dem Angeklagten so ziemlich alles zu. Zu diesem Beweise behandelt er zunächst die Einkommensteuer des Angeklagten, dem er Steuerhinterziehung überliefert hat zum Vorwurf macht. Es seien etwa 350 Liquidationen von ihm vorhanden. Das ergäbe, daß der Angeklagte ungefähr die Hälfte seiner Amtszeit verstreift gewesen sei. Es sei doch unmöglich, daß er acht Jahre lang nur geworben habe. Es müsse doch einmal ein Erfolg sich eingestellt haben. Wenn er z. B. nicht für die Fahrtkosten, sondern für ein paar Tage Leben 250.— Mk. ausgegeben habe, so müsse man wissen, daß ein jüngerer Oberbeamter davon einen Monat lang leben müsse und ein Arbeiter drei Monate lang. Von diesem Standpunkt aus seien die Liquidationen des Dr. Meurer zu beurteilen. Der Staatsanwalt beschließt sich dann des näheren mit den Liquidationen des Dr. Meurer und seinen Entschuldigungen. Er hält die ganze Anklage in vollem Umfang aufrecht. Der Staatsanwalt legt dem Angeklagten seine große Ruhe zur Last. Er habe noch nie einen solchen ruhigen Beschäftigten vernommen. Bezüglich der nichtliquidierten Reisen glaubt er an keine einzige. Auch an den Neroenzusammenbruch des Angeklagten im Jahre 1926 glaubt er nicht. Möge auch Oberbürgermeister Bracht ihm die Genehmigung erteilt haben, mit seiner Frau nach Paris zu fahren. Die Klage sei doch gültig. Er sei nicht dafür bedacht, daß er die Reise seiner Frau nach Paris mit liquidiert habe. Da er nie zu seinem Nutzen habe arbeiten wollen, zeige auch die Liquidierung der ersten Klasse, obwohl er zweiter Klasse gefahren sei. Wenn der Oberbürgermeister das alles gebilligt habe, dann müsse die Frage auftauchen, ob er nicht mit auf die Anklagebank gehörte. Das Gericht habe zu prüfen, auch wenn die Ansprüche des Dr. Meurer formell richtig beschaffen seien, ob sie dem Angeklagten rechtlich zuzurechnen sind. Man sagt, der Oberbürgermeister habe die Ansprüche genehmigt. Er hatte überhaupt nichts zu genehmigen. Er ist von dem Angeklagten bewußt getäuscht worden. Im Verhalten des Angeklagten erblickt der Staatsanwalt zwei selbständige Defizite gegen § 312 des Handelsgesetzbuches, soweit die Forderung in Frage kommt, und gegen § 266, Absatz 2 des Strafgesetzbuches, soweit es die Ausstellungen betreffen. Er gebe allerdings ein fortgesetztes Handeln zu. Daß der Angeklagte bisher unbefristet gewesen sei, könne nicht als mildernder Umstand gelten. Das sei eine Selbstverständlichkeit, ebenso daß er seine Pflicht getan habe. Diese beiden Momente seien nicht dazu geeignet, ihm eine mildere Strafe zu geben. Er beantrage ein Jahr sechs Monate Gefängnis und ferner 3000 Mark Geldstrafe.

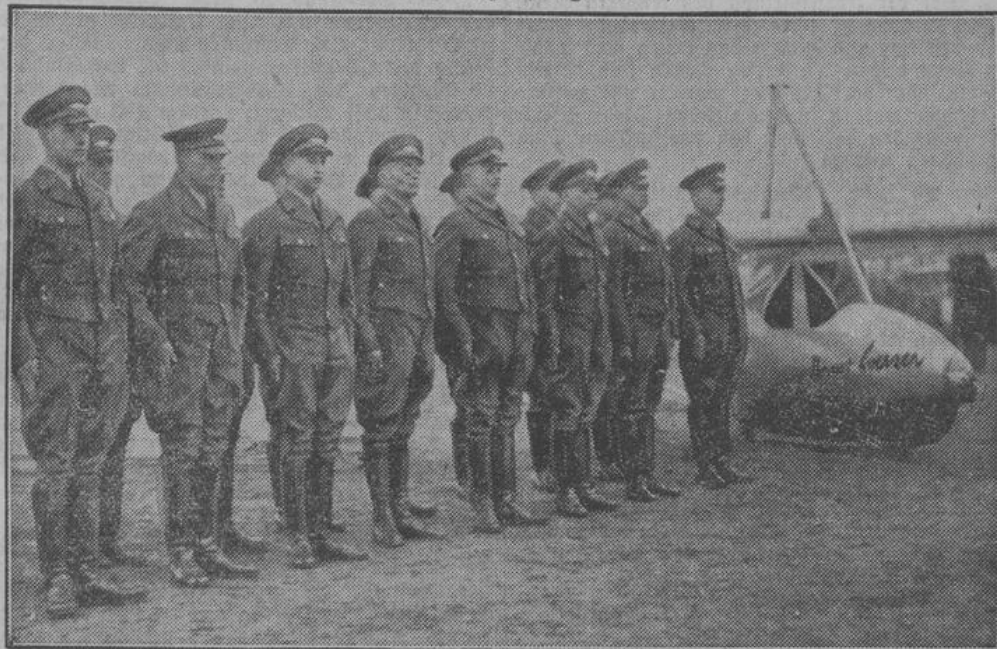
Nach einer Pause nahm Rechtsanwalt Dr. Brand das Wort. Er führte in seiner Verteidigungsrede, die er heute allerdings nur zur Hälfte vorbringen konnte, u. a. aus: Beim Anhören der Rede des Staatsanwalts ist ihm wie noch nie bei einer anderen Gelegenheit zum Bewußtsein gekommen, daß nicht das Pathos entscheidend, sondern das Ethos. Er behaupte, daß die juristische Vorbildung sich nicht genügend mit Psychologie beschäftige. Die ganze Auffassung des Staatsanwalts stehe im Zeichen effektiven Denkens. Der Begriff der Untreue sei vollkommen verkannt. Jeder Verdacht scheide von vornherein aus. Wenn Dr. Meurer eine unredliche Absicht gehabt hätte, dann lägen die Liquidationen ganz anders aus, als sie in Wirklichkeit sind. Es würden vor allem nicht so offenkundige Irrtümer und Schreibfehler darin enthalten sein. Der Untreue verübten wollte, müsse doch rein äußerlich schon alles tun, daß kein Mensch auf den Gedanken kommen könne, es handele sich um Veruntreuungen. Ganz entgegengesetzt habe der Angeklagte gehandelt. Es verhalte sich ungefähr so, daß jedermann das sagen müsse, er war von vornherein sich

seiner Schuld bewußt. Die Ruhe des Dr. Meurer sei gerade ein Beweis für sein gutes Gewissen, und so habe ihn auch die Ruhe während dieser siebenstägigen Verhandlung nie verlassen. Nicht eine einzige Liquidation liege vor, in der eine Reise liquidiert worden sei. Dagegen sei eine Liste von 21 Reisen eingereicht worden, die der Angeklagte zu liquidieren vergessen habe, und außerdem habe er ein Verzeichnis von 17 Reisen vorgelegt, bei denen nicht festliege, im Interesse welcher Gesellschaft, ob der Lura oder der Ausstellung, er sie unternommen habe. Sie seien jedenfalls nicht liquidiert. Ein Mensch könne vielleicht einmal eine schwache Stunde haben, sagt der Verteidiger, aber schwache acht Jahre habe niemand. Das Urteil über die lautere Persönlichkeit Dr. Meurers sei allgemein. Niemand halte ihn für fähig, daß er sich unethisch verhalten würde. Selbst der Zeuge Dr. Hoffa, der in der Amtszeit Dr. Meurers entlassene frühere Presseschef, habe ihn als treu und fleißig bezeichnet. Daß Dr. Meurer nicht für einen schöpferischen Menschen gehalten habe, könne dahingestellt bleiben. Dr. Meurer habe in Wirklichkeit in Essens schwerster

Zeit etwas geleistet, was noch späteren Generationen zugute kommen werde. In längeren Ausführungen beschäftigte sich der Verteidiger dann mit dem untadeligen Privatleben, das Dr. Meurer führte. Er hat nichts getan als gearbeitet. Oberbürgermeister Bracht, der in Essen ein besseres Andenken bewahrt hat, als es der Staatsanwalt in seiner Rede heute zugeben wollte, habe über Dr. Meurer so geurteilt: Er sei eine lautere Persönlichkeit, der nichts anderes als eiserne Pflichterfüllung und eine ganz bescheidene Lebensführung gekannt habe. Eine solche Persönlichkeit sollte aber über den Verdacht strafbaren Handelns erhaben sein. Ein über acht Jahre fortgesetztes Handeln entspringe nicht einer schwachen Stunde, da könne man nicht von acht schwachen Jahren sprechen. Lura und Ausstellung seien ihm Herzenssache gewesen. Er habe seine Persönlichkeit und seine Familie gegen diese Gesellschaften zurückgestellt. Er habe für die Lura, er habe für die Ausstellung und er habe für das Presseamt einen eigenen Direktor einstellen können, habe aber alles selbst gemacht, um den Gesellschaften und der Stadt die Kosten zu ersparen. Wo in einer großen Stadt Deutschlands, die unter der gewaltigen Konkurrenz anderer Städte wie Köln, Düsseldorf, Dortmund, Frankfurt usw. stand, seien einem einzigen Deszendenten große Gesellschaften unterstellt gewesen, wie es gerade bei Dr. Meurer der Fall gewesen sei.

Der Verteidiger wird morgen sein Plädoyer fortsetzen.

Eine neue Segelfliegertracht.



Auf dem Berliner Flugplatz Gatow übte am Sonntag zum erstenmal eine Segelfliegertruppe eines Segelfliegerklubs in der neuen blau-grauen Segelfliegertracht. Sie unterzeichnete sich von der Kleidung der Motor-Sportflieger hauptsächlich dadurch, daß an Stelle des Rucks eine "Kletterweste" getragen wird. Unser Bild zeigt die Gruppe vor dem selbstgebasteten Gleitflugzeug "Bruno Koerber".

Das Urteil im Köchling-Prozeß.

Wegen Beleidigung des Bergmanns Dorscheid zu Geldstrafe verurteilt.

Die französische Grubenvorwaltung nicht zum Ziel gekommen.

DNB Saarbrücken, 20. Februar.

In der Berufungsverhandlung des Prozesses gegen Kommerzienrat Hermann Köchling, Verlagsdirektor Hall und die drei mitbeteiligten Mercher, Hillmann und Dibo wurde am Dienstag das Urteil verkündet. Danach wurde Kommerzienrat Köchling unter Verurteilung der Berufung der Staatsanwaltschaft wegen einer durch Verbreitung von Flugchriften begangenen Beleidigung gegen den Bergmann Dorscheid zu 800 Franken Geldstrafe verurteilt, Verlagsdirektor Hall wegen Beihilfe zu 300 Franken, die anderen drei Angeklagten ebenfalls wegen Beihilfe zu je 50 Franken Geldstrafe. Im übrigen erfolgte Freisprechung. Für je 50 Franken Geldstrafe soll im Nichtbeitreibungsfalle

ein Tag Gefängnis treten. Der Nebenkläger Dorscheid darf den erkennenden Teil des Urteils im Gemeindehaus in Ludweiler aushängen.

In der Urteilsbegründung vor dem Obersten Gerichtshof führte Senatspräsident Ader u. a. aus:

Die Flugblätter seien nur gegen die französischen Schulen und gegen diejenigen, die diese zu propagandistischen Zwecken mißbrauchten, gerichtet. Es kämen daher bei den angeklagten Ausdrücken, wie Gefinnungslumpen, Gewaltpolitiker, Agitatoren usw. nicht Teile der Bevölkerung, sondern nur Einzelpersonen in Frage. Die Flugblätter richteten sich nur gegen solche deutsche Eltern, die unter Druck ihre Kinder in die französischen Schulen schickten. Aus diesem Grunde könne eine Aufreizung von Teilen der Bevölkerung gegen einander nicht als erwiesen angesehen werden. Auch könnte nicht nachgewiesen werden, daß Köchling sich einer Aufreizung bewußt gewesen sei. Nach weniger sei der Nachweisbracht, daß ein Erfolg der angeklagten Aufreizung eingetreten sei. Aus diesen Gründen käme ein Verstoß gegen die Verordnung der Regierungskommission vom

Die Winterhilfe-Platette für März.



28. Juni 1923 nicht in Frage. Dasselbe gelte auch von den übrigen Angeklagten. Zur zweiten Verteilung der Flugblätter im September 1933 führt die Begründung aus, daß die Angeklagten wegen mangelnder Beweise freigesprochen werden müßten.

Zum dritten Punkt der Anklage, Beleidigung der beiden Nebenkläger Köhler und Dorscheid im Flugblatt wird im Gegensatz zur Vorinstanz festgestellt, daß die Klage rechtzeitig gestellt worden sei. Die Voraussetzungen, daß durch diese Ausdrücke gewisse Personen genau gekennzeichnet worden seien, sei durch den Tatbestand nicht als erfüllt angesehen. Es könnten diejenigen Personen mit diesen Ausdrücken gemeint sein, die die französischen Schulen zu propagandistischen Zwecken mißbrauchten. Auf die beiden Nebenkläger könnte von den angeführten beleidigenden Ausdrücken nur das Wort Gefinnungslumpen irgendwie als zutreffend erklärt werden. Da sich aber das Flugblatt nach seiner Überzeugung nur an deutsche Eltern richtete, könne der Nebenkläger Köhler nicht von diesem betroffen werden, da er bereits zu diesem Zeitpunkt naturalisierter Franzose war. Dorscheid dagegen, der noch Deutscher war, und der sein Kind in die französische Schule schickte, obwohl er nicht unter Druck stand, habe sich durch den Vorwurf der Gefinnungslumperei betreffen fühlen müssen. Aus diesem Grunde müsse in diesem Falle Verurteilung wegen des § 185 des St.G.B. erfolgen. Als Täter käme nur Köchling in Frage, während die übrigen Angeklagten nur Gehilfen seien. Bei der Festsetzung der Strafe sei zu berücksichtigen, daß die Tat aus patriotischen, also moralisch achtbaren Beweggründen erfolgt sei.

Es muß also festgestellt werden, daß die französische Bergwerksverwaltung ihr erhofftes Ziel, sich durch diesen Prozeß von dem Vorwurf eines unberechtigten Drucks auf ihr Personal in der Frage der Domanialschulen zu befreien, nicht erreicht hat.

Der Kölner Handwerkskammer-Prozeß.

DNB Köln, 20. Februar.

Die Dienstagvormittags-Verhandlung des Handwerkskammer-Prozesses diente in der Hauptsache dazu, die Beteiligung des früheren Reichstagspräsidenten Thomas Esser an den Kreditgewährungen festzustellen. Mit unermüdlicher Geduld verfuhr der Vorsitzende, klare Antworten zu erhalten, während die Angeklagten sich zumeist in leeren Redewendungen ergingen und es gelfestlich vermeiden, direkte Aussagen zu machen.

Der Angeklagte Esser will sich damit entlasten, daß er durch seine zahlreichen Klemente die Ausführung der einzelnen Beschlüsse nicht habe überwachen können. Er muß aber zugeben, daß er Bilanzen der Wirtschaftsstelle genehmigt hat, obwohl er wußte, daß große Beträge, die von der Wirtschaftsstelle fälschlich als "Hilfskredit" geführt wurden, aber in Wirklichkeit Geheimfonds darstellten, nicht in der Bilanz erschienen sind. Die weiteren zur Entlastung gemachten Einwände, daß die Handwerkskammer die Verteilung der Landesbankkredite vorgenommen habe und nicht die Wirtschaftsstelle, die von Esser zu beauftragten war, werden dadurch widerlegt, daß die Wirtschaftsstelle tatsächlich die Kredite abgemittelt hat und daß die Schuldner von der Wirtschaftsstelle verfolgt wurden.

Die Verhandlung wurde schließlich auf Mittwoch vor-

Zwischen Tal und Firn

Roman einer Jägerliebe. Von M. Marnek.

(Nachdruck verboten.)
"Er wird wohl überhaupt hübsch stad sein von der damaligen Zeit. — Ja, und daß ichs weiter sag, wie man keinen anderen vermischt hat, nachdem hat der alte Godel den Jirben Jirbel eingeklagt, der hat dann dafür verhalten müssen."
"Ist das der, den's eingesperrt haben?"
"Samohl; der arme Kerl."
"Ja, warum denn grad den? War der ein Wildschütz?" fragte Sepp.
Der Wirt juckte die Achseln: "Gewildert mag er schon auch haben ein Zeil, aber für einen Schützen hab ich den nie nicht angesehen. Zuletzt ist er mit der Kordl, der Ded-Allm-Sennerin gegangen, und von da an hat er keinen Schuß mehr getan, das glaub ich sicher. Da haben's ihn allweil aufgewacht und gefroren, und an dem, daß er keine Schneid nicht hat und daß er sich von einem Dirndl am Bandl halten laßt und daß er bald als Heiliger im Kalender stehen wird, weil die Kordl ein arg braves Dirndl gewesen ist. Das hat halt den Jirbel auch giffet, weißt, und da hat er diemalen nachgefragt: 'Ich geh schon wieder, wanns mich freit. Ich zeig dem Jager schon, daß ich ihn nicht fürcht.' Die Kordl hat ihn halt in den Verdacht gebracht und hat ihm's Leben gekostet."
"Er ist aber doch wieder frei worden?" warf Sepp ein.
"Ja mein," freilich. Man hat ihm ja nicht das Gerinthe beweisen können."
"Wie ist er denn gestorben?" fragte der Jäger gespannt.

"Wie er freigesprochen worden ist, ist er hergefahren und dann in einem Jagen zur Kordl hinaufgerannt auf die Ded-Allm. Dabei ist er ganz erkrankt und schwermütig, wie er war, in ein fürchterliches Wetter kommen und auf die Haut naß worden. Recht feil war er von dem Wetter, der Jirbel; ein bißel was mag schon von seiner Mutter in ihm gesteckt sein, die schwindsüchtige gewesen ist. Er hat ein Fieber kriegt und ist endlich Tage später gestorben. Ja, das was schon ein Kreuz. Und das Gedred von den Leuten kannst dir denken! Die einen haben gesagt: 'Unter Herrgott hat ihn gerichtet. Jetzt sieht mans, daß er es gemessen ist.' Und keine Tute haben nichts anders gewünscht als: 'Den hat der alte Godel am

Gewissen!' Und das Dirndl, die Kordl, ist selber halber verurteilt worden und ist seitdem nimmer froh."

"Auf was für einer Allm war die, jagst?"
"Auf der Ded-Allm. Gesehen hast ja die Hütten schon; sie ist hübsch gelegen, steht nicht leicht jemand zu, höchstens Holzschläger, wenn's grad dort zu tun haben. Aber der Jirbel hats halt doch ausgepißt, das Maöl. Ja, ja, das war eine Geschichte! Wer da was Gewisses gewünscht hat, selbstigmal und hats vermisst, der hat schon ein gehöriges Unrecht auf sich geladen."
"Glaubst, daß jemand was Gewisses gewünscht hat?" fragte der Jäger rasch und heftete seinen Blick gespannt auf den Wirt.
Der erwiderte ruhig: "Außer dem, der's getan hat — höchstens der, der ihm geholfen hat!"
"Wer könnt das sein?"
Der Hirtenwirt juckte nur schweigend die Achseln.

Sepp paffte einige Sekunden lang an seiner Pfeife, dann schlug er leicht auf den Tisch: "Aber, zum Rudul! Hat denn keines von euch einen Verdacht gehabt auf den oder den?"
Der Wirt schaute den andern mit dem Ausdruck des Mitleids an: "Schwau! Verdacht kannst haben auf wen du magst, aber wenn du nichts zu sagen weißt als: 'Mir scheints', — 'es könnt sein', — 'ich trau's dem und dem zu', dann kannst nichts rausbringen. — Wenn die Lumpen nicht mit allen Wässern gewaschen gewesen wären, nachdem hätte der Anderl überhaupt keinen so harten Stand gehabt, denn der war auch kein heuriger Hal' nicht!"

"Waren es denn ihrer so viele?"
"Das weiß ich eben nicht. Ich, wenn ich bloß meine Meinung sagen soll, ich halt behaupten, daß keine drei Burchen waren, die nicht heimlich Jagen gegangen sind und daß einer oder zwei alle andern angelockt haben. Dem Jochbrunner sein zweiter Waldviertel!"

"Dem Jochbrunner? Hat denn der Jochbrunner, der junge Bauer, einen Bruder?"
"St. Nicht so laut!" machte der Hirtenwirt. "Geht hat er wenigstens einen, den Maöl, den hab ich stark in Verdacht gehabt und noch mehr den Knecht vom Jochbrunner, den Nazi, ein ganz junges Bürschel dazu, aber ein rechtes Fräutzel. Ich hab auch, unter uns

gefragt, den Gendarm ganz beifällig auf den Nazi aufmerksam gemacht, aber der Oberknecht hat beschwören können, daß er in derselben Nacht, in der das Unglück passiert ist, dabei gewesen ist. Und der Nazi, der soll schon zwei Tage vorher auf und davon sein wegen einer unglücklichen Lieb. Der ist nie mehr gekommen, und seit etlichen Jahren ist er verschollen. Ich hab mich nicht ausstunt in der Gegend; aber soll glaub ich fest: wenn ein jeder gelagt hätte, was er gewünscht hat, wär der Jirben Jirbel nicht eingesperrt worden."

"Der hätte auch keinen umgebracht, wenn er so ein guter Kerl war, wie du sagst. Und hinuntergefallen muß der Jager worden sein, das glaub ich jetzt fest, seit ich heut vom Felsen aus über den Hergentobel hinaufgesehen bin."

Das Gesicht des Hirtenwirts spiegelte das helle Entsetzen. Er rief die Augen weit auf: "Du — du wirst doch nicht etwa sagen wollen, daß du auf der Felsplatten gestanden und von da heraufgefragt bist?"

"Was denn sonst? Das muß ein Jager alles können." Der Hirtenwirt konnte sich gar nicht mehr beruhigen. "So ein Stüdel!" rief er und schlug auf den Tisch. "Das läßt ich von dir nicht vermerken; hab dich nicht für so leichtsinnig gehalten! Wenns dir gangen wär wie dem Anderl, was dann? Und 'wegen was? mocht ich wissen? Rein für nitz und wieder nitz!"

"Ja, wegen was? Das fragt sich auch Sepp wiederholt, ohne eine befriedigende Erklärung zu finden. Warum ließ ihn das Schicksal des toten Kameraden, das gewiß nicht zu den Seltenheiten gehört, nicht kühler? Jenem war nicht zu mehr zu helfen, und doch fühlte Sepp in sich immer wieder den Drang, sich mit dieser Sache zu befassen."

Er hatte zunächst allerdings nicht viel Zeit dazu.

Es gab zur Ankunft des Jagdherren allerlei Vorbereitungen zu treffen; der Förster hatte diesen und jenen Auftrag für die Jagdgehilfen und Sepps Gedanken belagerten vorläufig eine andere Richtung.

Ende September traf Herr von Rosenau mit seiner Familie ein, nun freute sich Sepp auf die Firschgänge mit ihm. Es fiel ihm jedoch in die Freude ein Wermutstropfen.

Mit Herrn von Rosenau war auch dessen Neffe eingetroffen, ein Herr von Lüdwitz, der viel Eifer und guten Willen, aber keine hervorragende Befähigung zum Waidmann mitgebracht hatte. Dielem Herrn nun wurde Sepp zur Begleitung mitgegeben.

Zum Glück war Herr von Lüdwitz nicht, wie das häufig der Fall bei jungen Leuten seines Schlags, vom Größenwahn befallen, sondern ließ sich von Sepp mäßig Ratshläge geben und folgte gehorham seinen Rufen. Sepp erkannte das im Innern dankbar an und schätzte es

fast noch mehr, als die blanken Taler, mit denen der junge Waidmann ihm seine Mühe lohnte. Ganz so mit Leib und Seele, wie sein Onkel, war Herr von Lüdwitz überdies dem Jagdsport nicht ergeben und nach einigen erfolglosen Gängen, von denen er nur einen Schuppen mit heimbrachte, der seine Begeisterung stark abkühlte, zog er vor, sich behaglich im weichen Pfühle zu dehnen, statt beim ersten Tagesgrauen oder in nachtschlafender Zeit in kalter Bergluft durchs herbeifuchte Moos zu schleichen. So kam es, daß Herr von Rosenau und Sepp wieder frühlich mitkommen ausogen und in einer Woche zwei gute Hirsche und einen starken Gamsbock zur Stred brachten.

Auch bei der Kranz fochten sie ein; die Sennerin war jetzt ganz anders gegen Sepp. Herr von Rosenau hatte ihr erzählt, daß Sepp "versprochen" sei, aber wenig Aussicht auf Erfüllung seiner Wünsche habe; daher sei er gedrückter und wortfarrer, als dies sonst seine Art. Kranz schämte sich nun sehr ihrer offenen Zutunlichkeit; für den Jäger empfand sie lebhaftes Mitleid. Ingeheim mochte sie freilich den Gedanken hegen, es wäre nicht der Dummheit, wenn der das Wädgen, das er doch nicht kriegen könnte, einfach stehen ließe und sich hier um Erfolg umfähe — das Finden hätte sie ihm dann schon leicht gemacht. Sie war aber doch gewissenhaft genug, ihm solche Gedanken wenigstens zu verbergen.

Gerade sein treues Festhalten gefiel ihr über die Maßen. So einen hätte sie halt auch haben mögen, auf den man sich verlassen konnte und der nicht einem jeden Weiberseufz nachließ. Was galt ihr dagegen das Schütten der Burchen, die das auch für andere bereit hatten! Und erst das "Gefinnus" der Stadtherren! Die waren ihr noch die Allerzudemmersten. Ja gegen die wurde die Sennerin ordentlich schnippisch und paffte, was ihr allerdings in deren Augen einen neuen Keiz verlieh. Aber der Kranz wars ganz ernst damit.

Als sie eines Mittags Herrn von Rosenau und Sepp auf ihre Hütte zutommen sah, da sie eben vom Brunnen Wasser schöpfte, ließ sie ihnen entgegen und sagte, daß zwei Herren da seien: "Touristen scheints, rechte Bergjäger."

Herr von Rosenau war nicht entzückt. "Ich glaube, da steig ich lieber gleich hinunter, was meinst du, Sepp? Du kannst ja rufen."

Sepp, trotzdem er einen schweren Gamsbock über den Schultern trug, erklärte gleich: "Ich geh auch mit." Aber die Kranz drängte: "Rein, bittschön, fochren's doch zu, Herr von Rosenau! Nachdem teben doch die zwei nit allweil so damisch's Zeugs an mich hin."

Herr von Rosenau lachte. "Allo komm, Sepp. Spie, len wir die Blichbleiter." Und sie traten in die Hütte (Fortsetzung folgt.)

Der Chef der Seeresleitung in Münster.

Westfälischer Dichtertag in Heddinghausen.

Weitere Besserung des Arbeitsmarktes für Angestellte.

Die Hafenbahn der Sethe „Westfalen“ im Bau
Ein Umschlaghafen am Lippelanal.

Der Giftmörder richtete sich selbst.

Niedrige Kapitalverschiebung rechtzeitig verhindert.

„Klubvereinigung“ im Jugendherbergswerk.

Kopenhagener Sechstagerrennen.

Rieger—Fald Hansen an der Spitze.

Berlin schlägt Budapest im Amateurbogen.

Mekner in England t. o. geschlagen.

Dier „Große Preis“-Sieger in Dortmund.

Baccarat — Egly — Fels — Sabina im Westfalen-
turnier genannt.

Keine Ueberspannung der Anforderungen an die
Bevölkerung.

Die deutsche Reichsangehörigkeit in den Pässen.

Ein weiterer Kundenerlaß des preußischen Innenministers und des Finanzministers zieht aus der Schaffung des Reichsmarks und des Finanzangehörigkeits die Folgerungen für die Verteilung von Ehejubiläumsgaben, welche bisher von der preußischen Regierung den Ehejubilanten gewährt wurden. Nach den bisherigen Bestimmungen können ausschließlich preußische Staatsangehörige eine solche Gabe erhalten. Jetzt wird bestimmt, daß die preußische Ehejubiläumsgesamt von 5 Reichsmark, sofern die sonstigen Voraussetzungen erfüllt sind, fortan ohne Rücksicht auf die frühere Landesangehörigkeit allen reichsdeutschen Ehepaaren bewilligt werden kann, die im Freistaat Preußen ihren Wohnsitz haben.

Wettervorhersage für Mittwoch:

Bewölkt bis heiter, nach kühler Nacht tags mild, vereinzelt Regenfälle, Winde aus westlichen bis nordwestlichen Richtungen an Stärke nachlassend. — Wahrscheinliche Weiterentwicklung: Nachts leichter Frost, sonst keine wesentlichen Veränderungen.

Büchertisch.

Klassen-Wahn und Raserei der Wiedertäufer zu Münster
Bilder von Ida C. Ströver, Text Dr. Ernst Hö
vel, Weitz. Kunsthette IV. Band, Verlag Fr. Wilt
Kuhfus, Dortmund 1933, Preis 2 Mark.

Der vierte Band der im Auftrage des Provinzialverbandes vom Provinzialkonsektor herausgegebenen *Westfälischen Kunsthefte* behandelt die „Wiederäuer in Münster, das Aufkommen eines mittelalterlichen Volksbegriffs und sein Niederbuß“. 35 Wiedergaben und Zeichnungen der an der Porta Westfalica geborenen Bauerntochter, der Malerin und Schriftstellerin Ida C. Strömer mit begleitenden Worten des münsterlichen Bischofs Kardinals Dr. Ernst Hölzel, der wohl als der beste Kenner vieler Schreinitze und Kaserer der Wiederäuerzeit anzu-
gesehen werden darf, veranschaulichen eindringlich den Massenwahn der zunächst aus bestem Willen ermittelten Glaubensbewegung, die aber bald zu sozialen Unruhen und religiösen Streitigkeiten und zu einer furchtbaren Gewaltausbreitung in den Mauern der alten Bischofsstadt führte. Gerade in diesen Tagen waren es 400 Jahre, daß der „Prophe“ Jan Mathzsoon aus Haarlem in Münster, dem „neuen Jerusalem“, die Herrschaft übernahm und die Schlimmste Epoche der Wiederäuerunruhen in Münster einleitete, die mit der Wiedereroberung und Befreiung der Stadt aus den Händen der Wiederäuer, der Still-
setzung der Haupttäufsfürter und dem Rabentanz der Zeichen in den drei erneuerten Kuffen an dem Turm der St.-Lamberti-Kirche endete. Noch heute zeugen die auf-
gehängten Stämme an der Sübfseite der Stadt- und Marttikirche von Massenwahn und Kaserer der Wiederäuerzeit, die von der blutigen Regierung König Johanns und seinem
Schmachvollen Ende.

„Die Abſicht der Künftlerin“, bemerkt Strohmair, „kon-
nervatorator Dr. R. Rade in ſeinen Einleitungsworten
den deutſchen Volke in ſeinem Abwehrkampf gegen den
Völkſchwernismus die Schreden einer ähnlichen Gegal-
ſchaft mit eindringlicher Wiſt der Augen zu ſchüren, pa-
in ihrer Bildfolge padenden Ausdruck gefunden.“ Und
in der Tat reden dieſe Zeichnungen Da Strohmair
echt deutliche und eindringliche Sprache, die die ſchne-
Wut, den unbegleiteten Fanatismus und die aller Menſch-
ſchaft ſchreiende Kälte der verblendeten Menſchen auf-
ſchaulichſt mit wenigen kräftigen Strichen erfaßt. Je-
des einzelne dieſer 35 Blätter ſt. eingehender Betrachtung
wert. Befriedigende Worte zu jeder dieſer Zeichnungen
ſchrieb in ausgezeichnetem Deutſch Dr. Erſt Höel. Ein
Buch, das viele Freunde finden wird.

Unsere Schulen im Mittelalter

Von
Dr. Otto Schnettler.

Eigentliche Schulen gibt es in Deutschland erst seit dem Eindringen des Christentums. Die Christianisierung der alten Germanen war ein Schritt zu ihrer Kultivierung. Nach der Unterwerfung Sachsens durch Karl den Großen wurden auch bei uns viele Schulen eingerichtet, und seiner war sich mehr der Verpflichtung bewußt, das Volk durch Schulen bilden und erziehen zu lassen als gerade Karl der Große. Erfüllte ihn doch selbst der regste Eifer, die Läden seines Wissens und Könnens auszurollen. In einem seiner zahlreichen Erlasse heißt es „daß jeder seinen Sohn zum Unterricht schicke und dieser so lange mit allem Fleiß in der Schule bleibe, bis er gut unterrichtet ist.“ Und so ging Hand in Hand mit der Gründung der Domschulen in Münster, Osnabrück, Minden, Baderborn auch die Einrichtung von Stifts-, Kloster- und Pfarrschulen.

Berühmt waren im frühen Mittelalter die Schulen von Münster, Baderborn und Corvey. Bis in den fernsten Norden war der Klang ihres Namens gedrungen, wie sie in ihrer sächsischen Heimat alle anderen weit überragten. Die Münster'sche Domschule ist eine Gründung des hl. Ludgerus, der selbst im höchsten und besten Sinne des Wortes ein Lehrer war. Sie stand aus im 12. und 13. Jahrhundert noch in hohem Ansehen. Mit dem Aufkommen der Universitäten ließ hier der Eifer für die Wissenschaft nicht nach. Man besuchte die Domschulen nicht über 6 Wochen Urlaub gewährt werden soll, ausgenommen sind die Studenten und die Kreuzfahrer. Mit den „Studenten“ meinte man die auswärtigen Schüler der Domschulen (um 1270) bestimmt, daß die Domschulen nicht über 6 Wochen Urlaub gewährt werden soll, ausgenommen sind die Studenten und die Kreuzfahrer. Mit den „Studenten“ meinte man die auswärtigen Schüler der Domschulen (um 1270) bestimmt, daß die Domschulen nicht über 6 Wochen Urlaub gewährt werden soll, ausgenommen sind die Studenten und die Kreuzfahrer. Mit den „Studenten“ meinte man die auswärtigen Schüler der Domschulen (um 1270) bestimmt, daß die Domschulen nicht über 6 Wochen Urlaub gewährt werden soll, ausgenommen sind die Studenten und die Kreuzfahrer.

In Baderborn geht die Domschule zurück auf den zweiten Bischof Badurad (815-860). Ganz im Sinne Karls des Großen ließ er vielerorts Kirchen und Klöster einrichten und in den Schulen nicht nur abläge, sondern auch Knaben niederen Standes unterrichten. Freilich dachte man dabei in erster Linie an den geistlichen Nachwuchs.

Die Blütezeit dieser Schule fällt in die Zeit des Bischofs Meinwerk, eines nahen Verwandten des Kaisers Heinrich 2. Es war eine strenge Schule, aus der auch Erzbischof Anno von Köln hervorging. Der Baderborner Bischof Imad († 1076) der ebenfalls hier seine Erziehung genoss, schildert uns eingehend, wie es dort zugeht. Er wußte auch den Wert einer Bibliothek zu schätzen, und es bezeugt uns das hohe wissenschaftliche Interesse dieses Mannes, wenn er der Dombibliothek eine Handschrift Platos schenkte, eine besondere Seltenheit in jener Zeit. Durch die strenge Baderborner Schule ging auch einer der Slavenapostel, der hl. Wipac, aus. Er hatte in Hameln die Schule besucht, aber gründlich gebummelt. Als er einmal über eine dortige Tätigkeit befragt, nur den Namen eines dort geleseenen Wortes, aber nicht seinen Inhalt angeben konnte, da sagte es ihn. Er ging nach Baderborn und wurde nun ein wahres Muster an Fleiß und Eifer.

Auch in Baderborn gewährte man später den auswärtigen Studierenden den Genuß ihrer Privilegien. Kaum geringer in Ansehen und Leistungen stand neben Baderborn die Schule der Benediktiner in Corvey. Schon gleich bei der Gründung (822) sammelten die Mönche junge Sachsen als Schüler um sich. Söhne des vornehmsten Adels wie die armer Eltern. Erster Lehrer der Corveyer Schule war der hl. Ansgar, der Apostel der Dänen und Schweden. Aber nicht nur dies, er gewann so sehr das Herz des sächsischen Volkes, daß er der beliebteste Prediger war, und so wurde er der erste Missionar und Lehrer des Volkes. Natürlich, daß nicht alle Schüler Geistliche wurden, hatten doch auch schon früher Konzilien bestimmt, daß man diese Schüler nicht zum Altdienst zwingen, sondern andere Berufe ergreifen lassen dürfe.

Die Wissenschaften erfreuten sich in Corvey ausgezeichneten Privilegien. Abt Bovo (900-916) war des Griechischen mächtig. Zur Zeit Ottos des Großen (936-973) schrieb der Mönch Widoind, der aus der Corveyer Schule hervorging, hier seine „Sächsische Geschichte“. Er hielt es, wie er sagt, für seine Pflicht, seine Kräfte der Verehrung gegen seinen Stamm und sein Volk, soweit er es vermag, zu weihen.

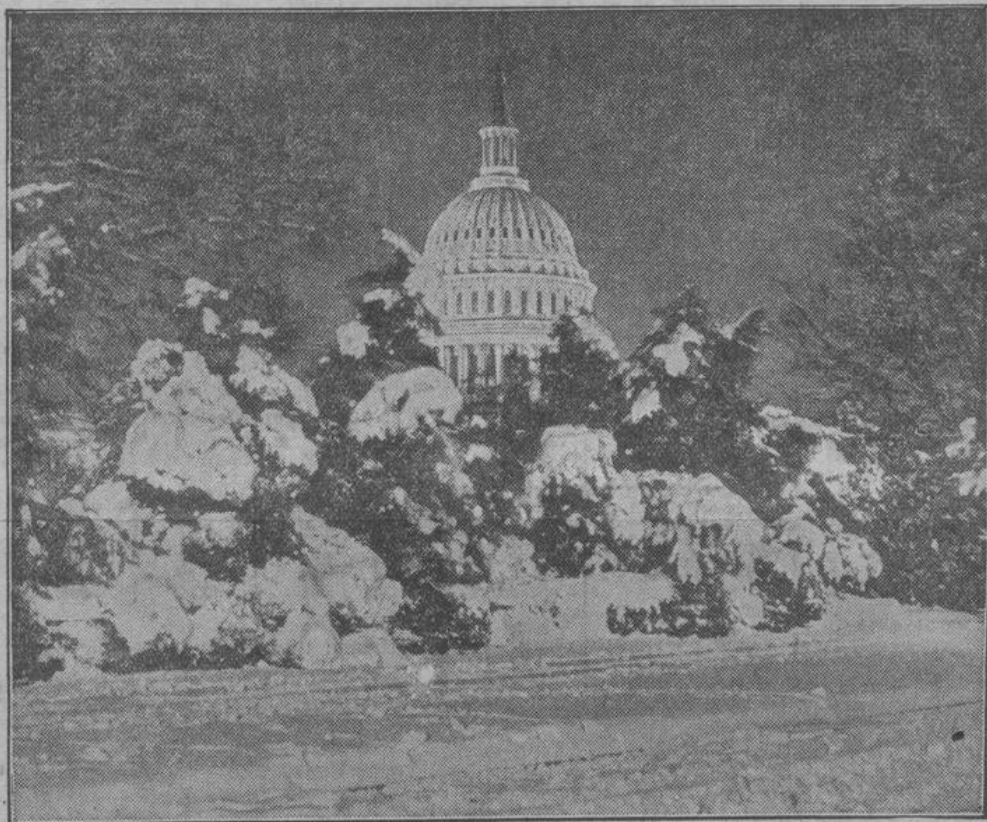
Um 1150 leitete der berühmte Wibald von Stablo das Kloster, der Freund und Vertraute Kaiser Friedrich Barbarossa, dessen Briefsammlung uns seinen in kirchlichen und politischen Angelegenheiten gleich weitreichenden Einfluß zeigt.

Ein Beweis, daß auch sonst Liebe zum eigenen Stamm in Corvey gepflegt wurde, ist die ebenfalls aus der Zeit des Mönches Widoind (10. Jahrhundert) stammende Abschrift der „Lex Saxonum“ (Gesetze der Sachsen). Die heute in Florenz befindliche Abschrift der ersten Bücher der Annalen des Tacitus stammt ebenfalls aus Corvey.

Bis in den höchsten Norden erstreckte der Ruhm unserer Schulen: Wie uns berichtet wird, schickte im 14. Jahrhundert ein isländischer Häuptling seinen Sohn südwärts nach Sachsen, wo er die Schule in der Stadt, welche „Verfudra“ hieß, besuchte.

Der Klosterschule zu Corvey entstand bald eine Konkurrentin in der Stiftsschule im nahen Hörter. Aber die Stiftsschule behauptete sich im Verein mit der Bürgerlichkeit gegen das Widerstreben des Abtes. Schon Wibald von Stablo hatte auch dieser Schule seine Liebe und Sorgfalt bewiesen. Von ihm wird erzählt, er sei einmal mit bloßen Füßen in die Schule zu Hörter gekommen, und gefragt, warum er das täte, habe er geantwortet: „Weißt du nicht, wie heilig der Ort der Schule ist und mit welcher heiligen Scheu man die Kleinen behandeln soll, deren Engel das Antlitz Gottes schauen? Uebrigens pflegte auch Bischof Meinwerk von Baderborn die niederen Schulen seines Bistums nicht selten zu Fuß und unerwartet zu besuchen.“

Im übrigen läßt sich der Wettstreit zwischen den alten Klosterschulen und den von den Städten begünstigten neuen Schulen auch sonst beobachten. Denn die meisten natürlich darauf bedacht sein, sich einen bestimmten Wirkungskreis zu sichern und eine Beeinträchtigung ihrer Rechte abzuwehren. Hatte man den alten Schulen doch vielfach das Alleinrecht verliehen. Neue Schulen stießen daher fast immer auf Widerstand. So geschah es um 1400 in der Stadt Braunschweig, als der Rat neben der alten kirchlichen, neue Schule gründen wollte. Es kam zu längerer Streitigkeiten, in denen die alten Schulen die Unterstützung des Landesherren gewonnen. Aber die Ratsherren trugen doch den Sieg davon. Sie wandten sich an den Papst, der ihnen 1415 die Erlaubnis erteilte,



Das Kapitol im Schnee.

Eine selten gesehene Aufnahme aus dem winterlichen Washington.

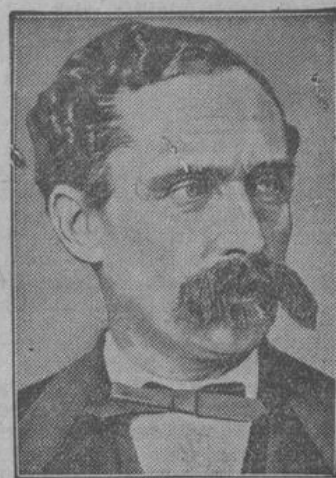
die beiden neuen Schulen (Pfarrschulen) zu errichten. In ähnlicher Weise endete 1319 ein Streit zwischen der Geistlichkeit und der Bürgerlichkeit in Nordhausen. Auch hier stellt sich der Papst auf die Seite der Stadt und erlaubt ihr die Errichtung einer neuen Pfarrschule.

Wie hier die Päpste geistlichem Fortschritt huldigten, so haben ihre Vorgänger im 11. und 12. Jahrhundert auf Synoden und Konzilien es den Bischöfen erneut zur Pflicht gemacht mit ihren Kirchen Schulen zu verbinden. Die Armen sollten dabei nicht vom Unterricht ausgeschlossen werden. Ein Konzil verlangt für jede Kathedrale einen Lehrer, bei dem Kinder und junge Leute aus dem Laienstand unentgeltlich Lesen und Schreiben lernen könnten. Mehrfach wurde eigens vorgeschrieben, daß die Schule in der Nähe der Pfarrkirche untergebracht werden solle. Der gegebene Lehrer war der Pfarrer, dem mit der Zeit junge Kleriker, auch der Küster oder Organist (später der Kantor) auswichen.

Die Sorg der Päpste jener Zeit war nicht unberechtigt. Denn infolge mancher damals in der Kirche eingetretenen Mißstände hatte ohne Zweifel auch das Schulwesen gelitten. Aber es sind in den unruhigeren Zeiten des 10. und 12. Jahrhunderts, wo das Reich teils den Angriffen äußerer Feinde (Ungarn, Normannen), teils inneren Kämpfen preisgegeben war, viele Nachrichten verloren gegangen, die uns Kunde geben könnten von den nicht wenigen Pfarrschulen auch in unserer Heimat. Denn nicht selten vernehmen wir in den uns erhaltenen Geschichtswerken und Urkunden jener Zeit Klagen über vernichtete und abhanden gekommene Schriftstücke. Urkundliche Nachrichten über Schulen finden sich erst seit dem 12. Jahrhundert, aber auch nur in den größeren Orten, wie Münster, Baderborn, Minden. Im 13. Jahrhundert werden die Urkunden, die von Lehrern und Schülern berichten, immer zahlreicher. Und doch sind es meist rein zufällige, ganz beifällige Angaben, so daß man keineswegs schließen darf, daß dort, wo von einer Schule in der schriftlichen Ueberlieferung keine Rede ist, auch keine Schule bestanden habe. Straelen am Niederrhein (Kr. Gelsen) wird schon 1191 als Pfarre bezeichnet, aber erst 1368 erscheint dort ein Schulmeister.

Niemand wird annehmen wollen, daß dies der erste Lehrer der Pfarrschule gewesen sei. Andererseits hören wir von Bernhard von der Lippe, der 1224 als Bischof der baltischen Lande starb und einer der Mitbegründer dieser dem Deutschland neu gewonnenen Gebiete war, daß er dort Kirchen gebaut und Schulen errichtet habe. Es ist ganz selbstverständlich, daß wie in so vielem anderen die Siedler, die ja meist aus Bernhards Heimat kamen, auch im Schulwesen heimische Vorbilder nachahmten. Auch von zwei bedeutenden Dominikanern des

100. Geburtstag des Afrikaforschers Nachtigal.



Gustav Nachtigal, am 23. Februar 1834 in Eichenstedt bei Stendal geboren, entdeckte auf seiner ersten Reise ins Innere Afrikas von 1869 bis 1875 für Europa die Länder Bagirmi, Darfur, Kordofan, Tibesti, Bornu und Wadai. Auf seiner zweiten Reise 1884 stellte er Togo, Kamerun und Lüderitzland unter deutsche Reichshoheit.

13. Jahrhunderts, von denen der eine aus Wildeshausen, der andere aus Stadberge stammte, wird uns berichtet, daß sie in ihrer Jugend in den Schulen ihrer Heimat erzogen worden waren. Wie selbstverständlich aber unser mittelalterlicher Landsmann die Einrichtung einer Schule gerade auf dem Lande erschien, zeigt wohl nichts deutlicher als jene Nachricht über Lohn und Sassen dorf aus dem Jahre 1313.

Als der Erzbischof von Köln aus mancherlei Gründen dem Bunde der Sassen dorf Rechnung trug, und ihnen den Bau einer Kapelle gestattete, verfügte er gleichzeitig die Erziehung einer Schule „zum Unterricht für ihre Kinder“, wie eigens hinzugefügt ist. Es muß also eine Land- und Dorfschule schon damals nichts Besonderes, sondern eine Selbstverständlichkeit gewesen sein, so einfach wir uns die näheren Voraussetzungen und Umstände auch vorstellen mögen.

Es ist aber gewiß kein Zufall, wenn seit dem Aufkommen der deutschen Universitäten (Als solche kamen hier besonders in Betracht Köln geg. 1388, Erfurt, geg. 1392) im 14. Jahrhundert die Zahl der Studenten wuchs. Sie kommen, wie die Matrikeln zeigen, aus allen möglichen Orten. Nicht selten sind es kleine Flecken und Dörfer, bei denen die geschäftliche Ueberlieferung zwar von keiner Schule zu berichten weiß. Aber wie sollten diese jungen Leute es gewagt haben, die Universität aufzusuchen, wenn ihnen daheim jegliche Schulbildung verlag geblieben wäre?

Seit dem 13. Jahrhundert machen uns die Urkunden Schulen und Lehrer in fast allen bekannten Orten unserer Heimat namhaft. Ausführender sind die Nachrichten allerdings meistens nur in den Städten die eben auch eine besser gepflegte schriftliche Ueberlieferung hatten.

Schon früh hat man das Schulwesen in den älteren Orten zusammengefaßt und alle Schulen etwa dem Leiter der Doms- oder Stiftsschule unterstellt. So war es in Münster, Baderborn, Soest, auch in Düsseldorf und Cleve.

In Siegen gab es 1499 ebenfalls einen obersten Schulmeister. Der Soester Stiftsscholafter ernannte den Rektor (rector) der Schule und dieser hatte das Recht sich einen geeigneten „Hilfslehrer“ (socius) auszuwählen.

Als 1275 das Kloster Küstberg der Stadt Medebach das Recht einräumte von sich aus den Leiter der Schule anzustellen, übernahm dieser zugleich das Amt eines Stadtschreibers. Auch in Lippstadt wird 1309 der vom Stiftspräsident berufene Lehrer nebenbei als Schreiber des Herrn von der Lippe bezeichnet. Oft waren die Lehrer Geistliche und wurden eben nicht ausschließlich für den Schuldienst vermandt. Über Lehrer gab es allerorten, mögen nun ihre Schulen groß und klein, gut oder weniger leistungsfähig gewesen sein. Freilich muß man sich von diesen Einrichtungen keine modernen Vorstellungen machen.

Deutsche Uraufführung von Yeats: „Gräfin Cathleen“.

Gleichzeitig mit dem deutschen Dichter Hermann Stehr (anlässlich seines 70. Geburtstages) wurde dem Dren Yeats die Goetheplakette der Stadt Frankfurt verliehen. Lieberreichung der Plakette gelegentlich der Frankfurter deutschen Uraufführung seines Mysterienromans „Gräfin Cathleen“ sagte der Chefredakteur der Frankfurter Bühnen, daß der Dren Yeats der Dichtung besonders deswegen vermandt sei, weil in seinem Werk die Stimme seiner Heimat und seines Volkes vernnehmbar sei.

Der 1923 mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnete irische Dichter William Butler Yeats gilt als Vertreter eines spezifisch irischen Katholizismus. In seinem Werk hat katholische Welt- und Lebensanschauung und irisches Volkstum gleichermaßen Ausdruck gefunden. Bereits als junger Dichter ist Yeats, der eigentlich Maler werden wollte, für keltisch-gälische Belange eingetreten und hat sich für die Wiederbelebung irischer Bräute und Sitten wärmstens eingesetzt. Sein Bestes hat er wohl in Märchen und volkstümlichen Erzählungen gegeben, wenn auch seine dramatische Produktion, die nimmwch in Frankfurt mit einem der charakteristischsten Stücke, dem Mysterienroman „Gräfin Cathleen“, zu Wort kam, durchaus repräsentativ ist und der Thematik nach ebenfalls der Sage und Geschichte Islands entnommen ist.

Aus intuitiver Schau einer übernatürlichen Welt der Engel und Dämonen, die in das Leben und Handeln der Menschen eingreifen, hat Yeats dieses von geheimnisvollen Schauern durchwehte Stück gestaltet. Er schildert gewissermaßen als Vorführung apokalyptischer Erfüllung die Demonisierung der Menschen, die durch hereinbrechende Not des Leibes und der Seele hierfür besonders empfänglich wurden. Zwei teuflischen Seelenkneuern, die dem Volke gegen Geld jede Sorge um die Erhaltung des Leibes abnehmen, wofür sie deren Seelen in Besitz nehmen, stellt der Dichter die fromme Gräfin Cathleen gegenüber, die dem Lebenden in christlicher Liebe zu helfen sucht. Auch sie wird von den Dämonen verführt, scheinbar mit Erfolg. Sie verkauft ihnen ihre Seele, um damit die verlorenen Seelen aus der Gewalt der Hölle zu befreien, und um mit dem Erlös den Bedürftigen und Hungernden Brot zu schaffen. Doch bleibt ihre Seele trotzdem dem Himmel erhalten, da das göttliche Gericht nicht nach den Taten, sondern nach den Gründen ihren Urteilspruch fällt. Ein starkes Moment der Entwicklung kommt in den Charakter der Gräfin, die erinnert, dadurch hinein, daß sie aus anfänglich nur auf das Persönliche beschränktem Lebenshorizont zu umfassender Menschenliebe sich emporringt.

Die Frankfurter Ingenieurierung (Richard Salzmann) entwarf schlagartig irische Stimmung und arbeitete stark mit Symbolismen. Einzelne erinnerten an jenseitige mittelalterliche irischen Miniaturen, ihre Phantasie und Herbeheit und ihre bizarren Tierfiguren.

Erster deutscher Komponistentag.

DNB Berlin, 18. Februar.

Im feierlichen Rahmen wurde am Sonntag in der neuen Universitätsaula der Erste Deutsche Komponistentag eröffnet. Fast alle deutschen Komponisten von Bedeutung nahmen an der Eröffnung teil, außerdem als Gäste zahlreiche bekannte Komponisten aus fast allen europäischen Staaten. Unter den Ehrengästen befanden sich neben dem Vizepräsidenten der Reichskulturkammer, Staatssekretär Funk, Reichsjustizminister Dr. Gürtner sowie Vertreter anderer Ministerien und Angehörige des diplomatischen Korps.

Nach einer musikalischen Einleitung eröffnete Staatssekretär Funk als Beauftragter der Reichsregierung und des Präsidenten der Reichskulturkammer, des Reichsministers Dr. Goebbels, die Tagung.

Er begrüßte besonders herzlich die Vertreter des Auslandes.

Alle einte Kunst entspringt, so sagte er weiter, aus dem Leben des Volkes. Die nationalsozialistische Regierung hatte daher die Aufgabe, die Kunst wieder an das Volk und das Volk an die Kunst heranzuführen. Auch die deutsche Kunst, die Musik und die deutschen Künstler, die Musiker, hatten in der Zeit des Liberalismus den festen Boden des Volkstums verlieren müssen, weil es dieses Volkstum nicht mehr gab.

Es geht uns nicht um die Richtung der Kunst, sondern um die Art der Kunst. Das Volk soll wieder in der Kunst und der Künstler im Volke leben! Das ist die erste Aufgabe der nationalsozialistischen Kunstpolitik.

Wird diese Aufgabe erfüllt, so werden wir in Deutschland wieder eine echte und große Volkskunst bekommen. Die heroische Lebensauffassung des nationalsozialistischen Staates muß auch eine heroische Kunst gebären. In unserer Zeit gibt es keine Kunstmächte mehr. Der Staat selbst muß der Mäcen der Künste und der Künstler sein. Er muß ihre Aufgaben stellen, die im Sinne und Geist des Staates liegen.

Um nun diese Aufgaben zu erfüllen und das künstlerische Schaffen zur Gestaltung zu bringen, hat das für die deutsche Kunstpolitik verantwortliche Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda eine Reihe von Kunstpolitischen, organisatorischen und finanziellen Maßnahmen durchgeführt. Zunächst galt es, die herrschende Zersplitterung im Berufsleben der Schaffenden

Künstler zu beseitigen und das Partei- und Klüngelwesen in der Kunst auszumergen. Dies ist durch die Reichskulturgesetzgebung erreicht worden. Gerade der von der Reichsregierung zum Führer der deutschen Musiker berufene Dr. Richard Strauß ist es gewesen, der seit vielen Jahren für diese Idee gekämpft hat.

In seiner großen Rede zur Eröffnung der Reichskulturkammer hat Reichsminister Dr. Goebbels feierlich erklärt, daß der nationalsozialistische Staat nicht die künstlerisch-kulturelle Entwicklung einengen, sondern fördern will. Durch die Zusammenarbeit mit der Deutschen Arbeitsfront in der Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ werden wir erreichen, daß die Gemeinschaft aller Schaffenden Wirklichkeit wird.

Den deutschen Komponisten haben wir darüber hinaus noch durch besondere Maßnahmen den Schutz des Staates zur Förderung und Sicherung ihres Schaffens zuteil werden lassen. Die Reichsregierung hat am 4. Juli 1933 das Gesetz über die Vermittlung von Musikaufführungsrechten verabschiedet, das sich bereits in den sechs Monaten seiner Geltungsdauer auf das legensreichste ausgewirkt hat.

Das auch für dieses Gesetz federführende Reichspropagandaministerium hat vor drei Tagen eine Durchführungsverordnung zu diesem Gesetz erlassen, deren Auswirkung eine weitere Festigung der Stellung der Komponisten innerhalb des deutschen Volkslebens zur Folge haben wird und wiederum auch der uns innerlich nahe stehenden ausländischen Musikwelt zugute kommt.

Dazu ist, wie Ihnen allen bekannt sein wird, in Deutschland ein modernes neues Urheberrecht in Vorbereitung. Gewiß wird auch in diesem Gesetz dem Grundgedanken der Volksgemeinschaft Rechnung getragen werden, indem die Rechte der Komponisten und sonstigen Urheber völlig einheitlich geschützt werden können. Sie können aber trotzdem unter diesem selbstverständlichen Vorbehalt der urheberrechtlichen Einstellung der Reichsregierung gewiß sein, und zwar in Befolgung eines Satzes, den unser Führer bereits vor drei Jahren gesprochen hat:

„Wenn die Künstler wüßten, was ich dereinst für sie tun werde, würden sie alle hinter unseren Fahnen zu finden sein.“

Seien Sie sicher, daß die deutsche Regierung auch weiterhin die Voraussetzungen dafür schaffen wird, daß der geistig und künstlerisch Schaffende, sofern er nur diesen Namen verdient, zu seinem Recht kommen und den Weg für seine Werke vorbereitet finden wird.

In Herrn Dr. Richard Strauß hat der Berufsstand der deutschen Komponisten einen Führer, auf den er stolz sein kann.

Die Rede des Staatssekretärs Funk wurde mit größtem Beifall aufgenommen.

Darauf nahm, kürzlich begrüßt, der Reichsführer des Berufsstandes der deutschen Komponisten, Dr. Richard Strauß, das Wort. Er dankte der Reichsregierung für ihre Teilnahme an dem Schicksal des musikalischen Schaffens und dafür, daß sie die rechtlichen Mittel für die Errichtung einer einheitlichen umfassenden Berufsorganisation gegeben und dieser Organisation eine innere und äußere Autorität verliehen habe. Der schaffende Künstler brauche ein Recht und einen festen berufsmäßigen Rat, um sich ideell und wirtschaftlich behaupten zu können. Die Führer der großen revolutionären nationalsozialistischen Bewegung hätten verstanden, daß dem gefundenen Schaffen die Bahn freigemacht werde. Dabei sei keinesfalls an eine Unterdrückung von Kunstströmungen gedacht, vielmehr vor allem an die Ausmerzung jener höchst unrentablen Erscheinungen, daß ererbtes Kulturgut gewerbmäßig ausgeschlachtet werde, die Drücklegung wertvoller Kompositionen durch finanzielle Beihilfen, die den Verlegern gewährt würden, und in ähnlicher Weise durch Zuschüsse an die Veranstalter der Kunst nicht zu finanzierenden Aufführung bedeutender Werke zu ermöglichen.

Richard Strauß teilte u. a. mit, er beabsichtige, durch die Verleihung der Friedrich-Rückert-Medaille eine berufsmäßige Auszeichnung einzuführen und gab dann Kenntnis von der organisatorischen Gliederung des Berufsstandes der deutschen Komponisten. Zu seinen direkten Beauftragten, die die Geschäfte der Reichsleitung zu befragen haben, berief er Hugo Rahn, Gerd Kärnbach und Dr. Julius Köplich. In den Führerrat berief er Max Domich, Willy Geisler, Professor Dr. Paul Graener, Prof. Joseph Haas, Geheimrat Prof. Dr. von Hanssenger, Prof. Paul Hindemith, Eduard Klemens, Prof. Hans Pfitner, Prof. v. Kienice, Prof. Clemens Schmalldid, Prof. Dr. Georg Schumann und Prof. Hermann Unger.

Für den großen Rat ernannte er 16 Vertreter der verschiedenen Fachgebiete. Weiter wurden Gauobleute ernannt. Als Gauobleute wurden zunächst berufen: Carl Jender (Gau Berlin und Rurmark), Prof. Hermann Unger (Gau Rheinland und Westfalen), Ludwig Quermann (Gau Nordmark) und Dr. Sachse (Gau Münden).

Richard Strauß betonte weiter, für den Erfolg der Arbeit werde es von großem Wert sein, die natürliche Verbundenheit, die zwischen dem Komponisten aller Naturländer besteht, zu pflegen und auszubauen. Er schloß mit einem Dank an den Schirmherrn der Künstler in Deutschland, den Reichsführer Adolf Hitler und den Reichsminister Dr. Goebbels.

Es folgten Referate über die organisatorischen Maßnahmen. Die Größe der ausländischen Tonkünstlervereinigungen übertrug der französische Komponist Carl Bédard, der Italiener Adriaan Luolbi, der Schwede Kurt Atterberg und, besonders herzlich empfangen, der Dösterreicher Kienzl, der Schöpfer des „Evangelium“.

Staatssekretär Funk schloß die Tagung mit einem dreifachen Siegfried auf den Führer.

April 1888

Ich weiß es nicht. Ich kann mich nicht mehr entsinnen!

Der Osttruper Raubmord vor den Geschworenen. — Der Angeklagte will sich seiner Tat und seiner Geständnisse nicht mehr entsinnen können. — Umfangreiche Beweisaufnahme.

2. Münster, 20. Februar.

Wohl selten ist ein Raubmord vor den münsterischen Geschworenen verhandelt worden, der so klar, einfach und offensichtlich lag wie der Raubmord von Osttrup. Josef Schmideler hat am 4. November 1933 den jüdischen Viehhändler Heimann in seiner Wohnung mit dem Hammer niedergeschlagen, ihm dann die Kehle durchgeschnitten und dann 110 M. Bargeld aus der Wohnung mitgenommen. Der Angeklagte hat vor dem Untersuchungsrichter und vor anderen Beamten der Anklagebehörde mehrfach dieses Verbrechen wiederholt, der Fall ist bis in alle Einzelheiten aufgeklärt wie selten ein Raubmordfall. Trotzdem hat das Schwurgericht zwei Tage für die Durchführung des Prozesses angelegt, da eine erhebliche Anzahl von Zeugen geladen ist, was für eine sorgfältige und nach allen Seiten hin gerechte und einwandfreie Durchführung des Prozesses gewährleistet. Die Anklage wird von Staatsanwalt Waldfisch, Dr. K. K. vertreten, als Verteidiger steht dem Angeklagten Rechtsanwalt Spielmanns zur Seite.

Der Eröffnungsbeschluss des Gerichtes lautet auf vorläufige Festsetzung und Entwendung von Eigentum unter Anwendung von Gewalt, bei der derjenige, an dem die Gewalt verübt wurde, zu Tode gekommen ist, also Raubmord.

Vorl.: Angeklagter, Sie geben ja auch wohl heute noch zu, den Viehhändler Heimann mit dem Hammer niedergeschlagen und ihm die Kehle durchgeschnitten zu haben?

Schmideler (zur allgemeinen Überraschung): Ich kann mich nicht mehr genau entsinnen, ich weiß es nicht!

Vorl.: Seit wann ist dieser Zustand, daß Sie sich auf etwas nicht mehr entsinnen können, bei Ihnen eingetreten?

Schm.: Ich weiß es nicht.

Vorl.: Können Sie sich entsinnen, daß Sie den Heimann mit dem Hammer auf den Kopf geschlagen haben?

Schm.: Ich kann mich nicht mehr entsinnen. Wenn ich das früher zugegeben habe, dann mag es ja wohl stimmen, aber ich weiß es nicht mehr.

Auch die Fragen, seit wann er in Untersuchungshaft sei und ob er sich entsinnen könne, am Tage nach dem Mord nach Stadthof gefahren zu sein, beantwortet der Angeklagte immer in der gleichen Beharrlichkeit: Ich weiß es nicht, ich kann mich nicht mehr entsinnen!

Vorl.: Willen Sie, daß Sie in der Untersuchungshaft verurteilt werden könnten?

Schm.: Vom ersten Verurteilungsbeschluss weiß ich nichts, man hat mir erzählt, ich hätte mich erhängen wollen. Das zweite Mal habe ich es mit Absicht gemacht.

Vorl.: Entfennen Sie sich, daß Sie nach dem ersten Verurteilungsbeschluss in der Untersuchungshaft waren?

Schm.: Ja, heute nicht noch.

Vorl.: Und trotzdem haben Sie ein zweites Mal verurteilt, mit dem Köpfel sich die Augen auszuklohen. Warum haben Sie das gemacht? — Schm.: Ich habe es mit Absicht getan, auf dem Zimmer war ein Mann bei mir, vor dem hatte ich Angst.

Der Vorsitzende kann das nicht als Grund annehmen, aber Schmideler sagt, er habe geglaubt, dann ginge der Mann weg.

Der Vorsitzende fragt ihn dann, ob er schon früher einmal unter ähnlichen Umständen zu leiden gehabt habe. Schm.: Ich weiß es nicht.

Als Schmideler aufgeführt wird, seinen Lebenslauf zu schildern, antwortet er: Ich kann mich nicht mehr entsinnen, ich weiß nur, daß meine erste Frau immer sehr krank war. Auf alle weiteren Fragen folgt stets das: „Ich weiß es nicht, ich kann mich nicht mehr entsinnen!“

Selbst keine im Zuhörerraum sitzende Schwester will der Angeklagte nicht kennen.

Vorl.: Ihre Schwester hat doch Ihrer Frau geschrieben, daß sie ihr helfen wolle (die Frau des Angeklagten steht ihrer Entbindung entgegen). — Schm.: Ich weiß es nicht. Aber wenn meine Schwester das tun will, ist mir das sehr recht.

Die Fragen über seine bisherige berufliche Tätigkeit beantwortet Schmideler zwar auch stöckend, aber immerhin ausführlicher und weit genauer als alle anderen Fragen. Er ist geborener Deckermeister, ist während des Krieges eine Zeitlang in einem österreichischen Heere gewesen, war aber nicht draußen im Felde, seit 1918 ist er in Osttrup als Spinnereiarbeiter tätig. Er hat sich bei der Firma Laurens, bei der er ununterbrochen war, bis zum Meister heraufgearbeitet und wurde 1931 nach rein sachlichen Differenzen entlassen. Er hatte eine Erfindung gemacht und beim Meister Gehalt angemeißelt, die eine Verbesserung an Webstühlen bedeutete. Diese Erfindung übergab er dem Ingenieur Hagemann aus Langenhorst, der sie vertreiben sollte. Von dem Erlös sollte er dem Erfinder anteilmäßig abgeben. Von diesem Erlös hat Schmideler gelebt. Nach seiner zweiten Verheiratung kam es zu Streitigkeiten zwischen Hagemann und Schmideler, Hagemann stellte die Zahlungen ein und der Angeklagte geriet wirtschaftlich immer mehr in eine bedrückte Lage. Das Geld, das seine Frau mit in die Ehe gebracht hatte, wurde nach und nach für den Haushalt verbraucht.

Vorl.: Sie sollen Ihrer jetzigen Frau vor der Verheiratung gesagt haben. Sie seien ganz vermögend, von 30 000 M. haben Sie gesprochen, sie käme also in ganz ordentliche wirtschaftliche Verhältnisse? Sie hatten aber doch nichts. — Schm.: Ich habe viel mit meiner Frau gesprochen, aber was ich gesagt habe, weiß ich nicht mehr. Auf eine neuerliche Frage: Ich habe es nicht gesagt. Wenn meine Frau das behauptet, muß sie es auch veranworten.

und dann, diesen Gegenstand auf- und abführend, von links nach rechts der Hals durchgeschnitten ist. Die Brandwunden zeigen keinerlei Reflexionen, sie müssen also bereits nach dem Tode des Ermordeten zugefügt worden sein.

Noch einmal fragt der Vorsitzende den Angeklagten, ob er sich nun entsinnen könne. Wieder verneint Schmideler.

Zu Beginn der

Nachmittagsverhandlungen

versucht der Vorsitzende nochmals, den Angeklagten zu einer Wiederholung des Geständnisses zu bewegen. Es gelingt ihm aber nicht. Schmideler bleibt bei seinem „Ich weiß es nicht“.

Man muß die bisherigen Geständnisse verlesen.

Am 17. November machte Schmideler vor dem Untersuchungsrichter ein Geständnis, in dem er die Tat zugab und sie mit allen erdenklichen Einzelheiten schilderte. Dieses Geständnis wurde nachgeprüft und Einzelheiten gaben Veranlassung, Zweifel zu hegen. In einem weiteren Geständnis am 20. November erweiterte er die im ersten Geständnis gemachten Aussagen und Angaben. Vor allem ließ er sich näher auf seine Vermögensverhältnisse ein. „Ich mußte nicht, wie ich den erforderlichen Unterhalt meiner Familie und auch die ungedeckten Schicks bestritten sollte. Geld hatte ich keines zu erwarten. Aber auch da kam mir noch nicht der Gedanke, Heimann umzubringen und mir sein Geld zu nehmen. Dieser Gedanke kam mir erst am Morgen der Tat. In einem späteren Geständnis machte er dann ganz ausführliche Angaben über seine Tat, vom ersten Auftreten des Gedankens bis zur letzten Vorbereitungsmaßnahme, die Untat zu verdecken.“

„Bis zum Morgen habe ich keinen Gedanken daran gehabt, Heimann zu erschlagen und von ihm Geld zu nehmen. Erst am Morgen dachte ich vor, aber während des Nachtgebets, das ich mit meinen jüngeren Kindern verrichtete, daß von Heimann jemand die Treppe hinaufging. Alles Schritt war es nicht, es konnte also wohl der alte Heimann sein. Da er kam mir der Gedanke, aus der Wohnung Heimanns Geld zu holen, notfalls über die Leiche der Verstorbenen, die sich in der Wohnung befand. Aber ich konnte mich da zu der Tat noch nicht entschließen. Auch dachte ich noch daran, mir von dem Wirt Rost Geld zu leihen. Ich begab mich auf die Straße, um mir die Sache zu überlegen. Ehe ich das Haus verließ, holte ich aus meinem Wohnraum eine 100-Gramm-Flasche, die mit einer Oel- und Spiritusmischung gefüllt war. Ich hatte sie früher einmal gekauft. Es war eine Flüssigkeit, mit der Autoscheiben eingerieben wurden, um sie vor dem Verschlagen zu schützen. Ich steckte die Flasche ein, um für den Fall, daß ich die Tat ausführen und zu einem Mord kommen sollte, durch Abheben der Leiche die Tat zu verdecken.“

Wie die Tat geschah.

Das Geständnis sagt dann weiter, daß Schmideler auf der Straße sich überlegt habe, wie er es machen wollte. Hier habe er den Entschluß zur Tat gefaßt. Es fährt dann fort: „Wie ich mich trotz der Warnungen meines Gewissens zu der Tat entschließen konnte, weiß ich nicht, das Böse gewann Überhand über mich, es zog mich zu der Wohnung des Heimann.“ Er holte dann den Hammer und ging die Treppe hinauf. Auf der Treppe sah er schon Licht in der Küche des Heimann. „Als ich hereinkam, stand Heimann am Herd, mir lagten Guten Abend, er bot mir einen Stuhl an und setzte sich auch selbst. Ich aber nahm seinen Platz, sondern schlug unverzüglich auf Heimann mit dem Hammer ein. Als er dann niederkniet, war, legte ich den Hammer auf den Tisch und nahm ein dort liegendes Tafelmesser und schnitt ihm die Gurgel ab, indem ich ihm das Messer in den Hals drückte und durchsah. Die Oel- und Spiritusmischung aus der mitgebrachten Flasche schüttete ich über Heimann aus und zündete seine Kleidung an. Dann nahm ich den Schlüsselbund und ging in das Nebenzimmer, öffnete die obere Lade eines Vertikals, dort fand ich zwei 50-Mark-Scheine und zwei 5-Mark-Scheine, die ich an mich nahm. Ich schloß die Lade wieder zu und legte Heimann den Schlüsselbund in eine Tasche. Mit einer Serviette habe ich den Hammer abgewischt, die angelegte Handtücher und die Flammen an der Kleidung Heimanns gelöscht. Dann bin ich heruntergegangen, ging zehn Minuten spazieren und kehrte in meine Wohnung zurück.“

Ueber die Beweggründe der Tat gibt das Geständnis auch Auskunft:

„Ich wollte mir von Heimann Geld holen und hoffte, soviel zu finden, daß ich einige Wochen davon leben konnte, bis ich wieder Arbeit fand.“

Der Vorsitzende fragt Schmideler, ob nun sein Geständnis wieder aufgeklärt sei, ob er es nun wieder wisse. Schmideler verneint. — Vorl.: Wer den Mord hat, eine solche Tat zu begehen, der dessen Schilderung es einem eigig über den Rücken läuft, und später den Mut hat, diese Tat vierhundertmal einzusprechen, der darf auch vor dem Richter nicht zurückweichen, jedenfalls nicht, wenn er ein Mann sein will. — Schm.: Ich kann mich nicht mehr entsinnen.

Der Gefangene, der mit Schmideler in einer Zelle saß, der wegen Eigentumsdelikte mehrfach vorbestraft war, Heinrich He. aus Münster, wird vorgeführt. Er stellt Schmideler als einen Feindling hin, der vor der Verantwortung seiner Tat zurückzuckt. Sein Gedächtnis sei ganz gut, er habe es mehrfach auf die Probe gestellt.

Es folgt die Verlesung der Aussagen des Angeklagten. Er weiß ganz genau, um welche Fälle es sich bei der sogenannten Gedächtnisprüfung handelt. Er redet, redet sogar zusammenhängend und stehend herunter und bekämpft die Angaben des Zeugen. Sein Rechtsanwalt hält dem Zeugen He. einen Brief vor, den er in der Zelle vorgelesen und den Schmideler auf sein Anraten nachgelesen habe. Es gibt das zu. Der Brief lautet etwa: „Das von mir abgegebene Geständnis muß ich voll widerrufen. Ich habe das leiser unter dem Drängen meiner weinenden Frau und meines Sohnes und der Beamten getan. Ich habe zuletzt zu allem Ja. Ja gesagt, um Ruhe zu bekommen. Ich habe die Tat nicht getan, ich habe keinen Menschen auf dem Gewissen.“

Vorl.: Warum schreiben Sie diese Erklärung. Zeuge He. — Zeuge: Ich wollte mich dadurch das Vertrauen Schmidelers erwerben, da er sagte, er könne sich auf nichts mehr entsinnen und er wolle widerrufen. — Vorl.: Ein gefährliches Experiment! Der Zeuge He. wird in die Zelle zurückgeführt.

Vorl.: Warum, Schmideler, hat Ihnen der Zeuge He. dies geschrieben? — Schm.: nach langem Knebeln ge-

prochenen Darlegen der Entstehung des Schreibens: „Er wollte mich verführen.“ — Vorl.: Wozu verführen? — Schm.: Ich sollte nichts sagen. — Vorl.: Und dieser Verführung sind Sie unterlegen? — Schm.: Nein, ich habe von Anfang an die Gedanken gehabt, die ich heute habe.

Ein letzter Versuch.

Der Vorsitzende sucht mit allen Mitteln, ihn zu einem Geständnis zu bringen. Er nagelt ihn auf die Zuhörer, daß der Zeuge He. ihn habe verführen wollen, nichts zu sagen. — Vorl.: Es ist schwer, diese letzte Wendung zum Geständnis zu bekommen. Ich weiß es. Der Angeklagte schweigt. Schließlich wieder die alte Behauptung.

Vorl.: Würden Sie bei dieser Behauptung bleiben, auch wenn Ihr Sohn gleich hier hereinkommt und sagt: Vater, sage die Wahrheit. Der Angeklagte schweigt. — Vorl.: Sind Sie der Meinung, daß das Gericht Sie nicht verurteilen würde, wenn Sie nichts sagen? — Schm.: Nein. — Vorl.: Würden Sie bei Ihrer Weigerung bleiben, etwas zu wissen, auch wenn Sie zum Tode verurteilt werden sollten und wenn Sie auf das Schafott müßten, würden Sie auch dann noch sagen, Sie wüßten nichts mehr? Angeklagter schweigt und dann: Jawohl.

Es nützt alles nichts. Schmideler will nichts mehr wissen. Ihm ist alles entfallen. Auch als ihn der Vorsitzende daran erinnert, daß dieses hartnäckige Verhalten doch nicht zu seiner sonstigen Frömmigkeit passe, bleibt der Angeklagte dabei, nichts mehr zu wissen.

Nun wird als Zeuge der Kriminalsekretär Stienen aus Reddinghausen gehört. Er schildert, wie Sch. aus freien Stücken nach der Einzelheiten des Mordverbrechens preisgegeben habe. Sch. wird gefragt, ob er das bekämen, er gibt aber nur die Antwort: „Ich weiß wirklich von nichts mehr.“

Um dem Gedanken vorzubeugen, Sch. könne vielleicht unter dem Druck der Kriminalbeamten seine Geständnisse gemacht haben, verliest der Richter einen vier Seiten langen Lebenslauf des Angeklagten und eine Schilderung „Meine Tat“ von sieben Seiten Länge. Beide Abhandlungen sind von Sch. eigenhändig verfaßt. Besondere Aufmerksamkeit wendet das Gericht dann der Feststellung zu, ob Schm. dem Heimann die Schlüssel wieder in die Tasche gesteckt habe, nachdem er das Geld geraubt hatte. Schm. sagt dazu natürlich heute nichts. Ob Schm. die Schlüssel in die Tasche seines Opfers gelegt hat, läßt sich jedoch im Augenblick noch nicht klären. Ausgeschlossen ist es immerhin auch nicht, daß Schm. zum Öffnen des Behältnisses einen Schlüssel seines eigenen Kuchenschrankes benutzt hat, der in das Schloß des Schrankes des Heimannischen Bestandes genau paßte.

Während der Verhandlungen hebt Schm. plötzlich die Hand und meldet sich zum Wort. Am gleichen Augenblick wird es im Saal totemort. Man hofft, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sein könne, wo Sch. alles Wissen vertritt und die Wahrheit bekennen will. Schm. verlangt nach dem Gefängnisarzt Dr. Sommering und verläßt mit ihm den Gerichtssaal. Nach einiger Zeit betreten beide wieder den Gerichtssaal. Alles ist in höchster Spannung, zu erfahren, ob Schm. jetzt gestehen wird. Aber auch hier wieder vergebens. Schmideler erklärt: „Ich hatte in eine kleine Verletzung am Finger, die ich gerade an zu bluten gefangen, und ich wollte nur den Arzt fragen, was das ist.“

Ungeklärte Fragen.

Der Prozess nimmt einen sehr schmerzhaften Verlauf. Der Vorsitzende vernimmt Zeugen, verliest Protokolle und redet dann immer und immer wieder auf den Angeklagten ein — alles aber vergebens. Schm. bleibt dabei, nichts mehr zu wissen.

Ungeklärt bleibt auch in den früheren Geständnissen die Herkunft der 100-Gramm-Flasche, die die brennbare Flüssigkeit enthielt. Schmideler hat bei den Vernehmungen die Größe der Flasche verheimlicht angegeben. Ebenso weicht er seine Aussagen über den Verbleib der Flasche nach der Tat. Einmal will er sie in den Schrank zurückgestellt, dann wieder will er sie im Ofen verbrannt haben. Heute gibt er keinerlei Auskunft über Herkunft der Flasche, Beschaffenheit der Flüssigkeit, auch weiß er von dem Verbleib nichts mehr. Der Sohn Josef soll bekunden, ob er etwas von dem Vorhandensein der Flasche gewußt oder ob der Vater ihm etwas davon gesagt habe. Schmideler behauptet früher, den Inhalt der Flasche habe er verkaufen wollen. Mit gekannter Erwartung steht man der Vernehmung des Sohnes entgegen. Ueber der Sohn macht von seinem Recht Gebrauch und lehnt eine Vernehmung ab. Die Frage bleibt ungeklärt. Für morgen soll der andere Sohn geladen werden.

Untritten ist auch die Frage, wie oft und warum Schm. bei Heimann in der Wohnung war. Er behauptet, nur wegen des elektrischen Lichtes oben gewesen zu sein. August Heimann dagegen weiß etwas anderes zu berichten:

„Als ich von Burgtheater eines Tages, so etwa drei Wochen vor der Tat, nach Hause kam, erzählte Vater, Schmideler sei bei ihm gewesen und habe gesagt, wann Züge nach Lingen führen, er wolle sich dort Arbeit suchen. Er habe auch von seinen schlechten finanziellen Verhältnissen gesprochen, was ihm (dem Vater) merkwürdig vorgekommen sei, da er doch früher angab, mit seinem Vater viel zu verdienen. Außerdem habe er gefragt, wo denn der August (der Sohn des Ermordeten) sei und wann er zurückkäme. Gleichfalls habe er nach der Tochter Elise gefragt. Als der Anwalt Hammerding in die Küche gekommen sei, habe Schmideler unvermittelt das Gespräch abgebrochen und sei hinuntergegangen.“

Da wird Schmideler lebendig und kreitet ganz entschlossen ab, bei Heimann gefragt zu haben, wann Züge nach Lingen führen. Er sei nur wegen des elektrischen Lichtes bei ihm gewesen. Ebenso energisch behauptet er, daß der alte Hammerding bereits in der Küche bei Heimann gewesen habe, als er herabgekommen sei. Vorl.: Wieviel können Sie sich zu genau auf diese Dinge entsinnen. Sie haben doch sonst alles vergessen! Schm.: Ja, dies aber weiß ich ganz bestimmt, und was hier gesagt wird, ist nicht wahr.

Der alte Hammerding, 73 Jahre alt, „acht Stunden achter Ameloe geboren“, wird heringeführt. Die Vernehmung ist sehr schwer, da der Alte kaum Deutsch sprechen kann. Man hilft ihm mit Plattdeutsch aus. Er sagt nun: Als ich in die Stube kam, es war so tein bis viertein Tage vorher, als der alte Heimann auf dem Stuhl am Tisch und „knotte dobie lalt de Schmideler“. Er ist dann sofort als ich kam ohne „Auf Wiedersehen“ gesagt zu haben, heruntergegangen. Vorl.: Willen Sie das ganz bestimmt, es hängt unter Umständen viel von dieser Aussage ab! Ja, ja, ja, das ist ganz sicher! Ja, ja, ja.

Schmideler wird wieder ganz lebhaft und kreitet entschlossen ab, was der Alte da sagte, er will nach ihm erst die Wohnung betreten haben. Ueber der alte Hammerding bleibt unbeirrt bei seiner Aussage, die ja das bekämpft, was August und Elise Heimann bekunden. Der Vater hat wiederholt den Kindern, zuletzt nach am Mittag des Mordtages, von dieser Unterredung gesprochen, da sie ihm merkwürdig vorkam und er sich beunruhigt fühlte. Denn die Frage nach den Zügen sei offensichtlich nur ein Vorwand gewesen, da Schmideler selbst gut gewußt habe, wann die Züge fahren. Noch viel bedeutungsvoller aber sei ihm die Frage nach dem Verschleiben der Kinder gewesen. Vorl.: Der Zeuge hat diese Aussagen bereits am 5. November, also am Tage nach der Tat gemacht, und zwar in der gleichen Form. Es ist also mit Sicherheit anzunehmen, daß der Vater wiederholt von dieser Unterredung mit Schmideler gesprochen hat.

Mit der Vernehmung des Zeugen Hammerding war die heutige Verhandlung zu Ende. Das Gericht vernahm sich am morgen vormittag, wo die Beweisaufnahme weiter fortgesetzt werden wird.

Die Erörterung der Tat.

Vor der Erörterung der Tat wurde an Hand einer Skizze die Verhältnisse besprochen. Schmideler und Heimann wohnten im gleichen Hause. Schmideler wohnte unten und eine Treppe höher wohnte Heimann. Es werden Rückschlüsse von der Tat auf die Verhältnisse der Angeklagten gezogen. — Vorl.: Ich kann mich nicht mehr entsinnen! — Vorl.: Glauben Sie, daß Sie mit diesem „Ich kann mich nicht mehr entsinnen“ Eindruck machen würden? Sie haben ursprünglich die Tat geleugnet, dann haben Sie auf Bitten Ihrer anständigen Frau sich veranlassen lassen, zu bekennen. Wenn es irgend jemand, scheint es, auf mit Ihnen meint, dann ist es Ihre Frau.

Schm.: Das verstehe ich nicht.

Vorl.: Der Mord wurde am 4. November, abends gegen 7 Uhr begangen, am 7. November, abends gegen 7 Uhr, sind Sie verhaftet. Wissen Sie das noch? — Schm.: Nein, ich weiß nur, daß ich hier sitze. — Vorl.: Sie waren mit Ihrer Frau in Untersuchungshaft. Die Vernehmungsmomente wurden für Sie immer schwerer. Am 11. November gestand Ihre Frau, verweigerte zu haben, daß Sie an dem fraglichen Abend eine halbe Stunde außer Haus gewesen seien. Die Nachprüfung des angegebenen Aufenthalts in dieser Zeit bestätigte nicht Ihre Aussagen. Als Ihre Frau mit Ihnen allein zusammen

war, spielten sich ergreifende Szenen ab. Ihre Frau sagte Ihnen:

„Josef, wenn Du es getan hast, dann sage es!“ Und Sie haben ihr gesagt: Wenn Du mir verzeihst, mich weiterhin lieb zu haben und für unsere Kinder sorgen zu wollen, dann will ich es sagen. Ihre Frau versprach es Ihnen, und dann haben Sie die Tat eingestanden und dieses Geständnis später fünf bis sechs Mal wiederholt.

Entfennen Sie sich? — Schm.: Ja! Direkt kann ich mich aber nicht mehr entsinnen. — Vorl.: Auch nicht, wenn ich Ihnen Ihre Frau gegenüberstelle? — Schm.: Sie können sie ja ruhig holen.

Der Vorsitzende fragt Schmideler, wer ihn auf den Gedanken gebracht habe, hier jetzt so zu tun, als wüßte er nichts mehr. Und was er sich davon eigentlich versprache. Es würde nur schwieriger werden und länger dauern, ob er das beabsichtige? — Schm.: Ich schneide es hier fertig wird, desto lieber ist es mir.

Trotzdem aber kommt er der Aufforderung des Vorsitzenden, den Gehirngang der Tat zu erzählen, nicht nach und bleibt bei seinem: Ich weiß es nicht.

Dem Vorsitzenden bleibt nichts anderes übrig, als durch Vernehmung sämtlicher Zeugen die

Befragung gefragt nach der Lage der Leiche und nach dem Geruch, der aus dem Zimmer schlug.

Seine Aussagen lesen sich mit denen der Tochter Heimanns.

Später sei er sich darüber klar geworden, daß der begehende Geruch Brandgeruch gemeint sei.

Vorl.: Haben Sie Schmideler gesehen? — Zeuge M.: Ich habe ihn gesehen. Ob er in der Küche war, weiß ich nicht. — Auf Befragen antwortet Schmideler: Es kann möglich sein. — Was haben Sie sich da gedacht, als Sie Heimann am Boden liegen sahen? — Schm.: Es war sehr artig. — Vorl.: Warum war es sehr artig? — Schm.: Es war schaurig, weil ich mit ihm im selben Hause wohnte. (Bewegung geht durch den Saal, dann wieder Stille.)

Vorl.: War es nicht schaurig, weil Sie Heimann mit dem Hammer auf den Kopf geschlagen haben? — Schm.: Ich habe es nicht getan! — Vorl.: War es nicht schaurig, weil Sie Heimann mit dem Messer den Hals durchgeschnitten haben? — Schm.: Ich habe es nicht getan!

Der Zeuge Pamieth, der nach dem Zeugen Meyer am Tatort anlangte machte im wesentlichen die gleichen Aussagen. Den Angeklagten hat er vor dem Hause gesehen, habe aber nichts Auffälliges an ihm feststellen können.

Der Polizeihauptwachmeister macht ganz eingehende Angaben über die Lage des Ermordeten. Auch er hat den begehenden Geruch festgestellt. Er glaubte im ersten Augenblick, es sei Gas gemeint.

Der Hausarzt des Ermordeten, Dr. Kalkfleisch, gibt an, daß der Duft sich einem auf die Brust legte und Atembeschwerden verursachte.

Bräutungsarzt Dr. Köster hatte die Obduktion der Leiche durchgeführt und sagte sein

Gutachten

dahingehend zusammen:

Der Tod ist eingetreten 1. durch die verschiedenen Hammerschläge auf der Stirn und auf dem Kopf und 2. durch die Schnittwunde am Hals. Die Schnittwunde zeigt deutlich, daß mit einem schweren Gegenstand erst der Hals durchstoßen wurde

umfangreiche Beweisaufnahme

durchzuführen. Zunächst wird der Viehhändler Sigund Portje vernommen, der den Ermordeten wenige Augenblicke vor der Tat kurz vor seinem Hause auf der Straße gesehen hat. Er hat ihn zwischen 6 und 6,30 Uhr gesehen.

Die Tochter des Ermordeten, die 26jährige Elise Heimann, schildert, wie und wo sie den Nachmittag verbracht habe. Nach 7 Uhr, wann genau, weiß sie nicht, mehr, ist sie nach Hause gekommen. Ob das Treppenhäuschen beleuchtet war, weiß sie nicht, die Tür war auf, in der Küche brannte Licht. Es schlug ihr ein scharfer Duft entgegen. Was für ein Geruch es war, kann sie nicht angeben. In der Küche sah sie den Vater liegen, glaubte, er sei ohnmächtig geworden, eilte auf ihn zu und sah dann das Blut; der erste Gedanke war, der Vater habe einen Herzsturz erlitten. „Ich bin dann sofort wieder herausgelaufen zu Meyers und habe sie gerufen. Dann bin ich zu Pamieth gelaufen und habe gesagt, sie möchten meinen Bruder anrufen, Vater liege zu Hause im Bette, sie glaube, er habe einen Herzsturz erlitten. Ich bin dann mit Herrn und Frau Meyer zur Wohnung zurückgegangen.“ Elise Heimann wird gefragt, wie sie den Vater habe liegen sehen. Ihre Angaben decken sich mit den Einzelheiten, die von der Aufnahme des Tatortes erstattet sind.

Vorl.: War die Wohnung immer verschlossen? — Elise H.: Jawohl. Den Schlüssel hätten wir unten an der Treppentreppe der kleinen dreistufigen Treppe. — Vorl.: Wüßte jemand davon? — Elise H.: Einmal war mir der Schlüssel in ein Loch am Fußboden gefallen. Der älteste Sohn Schmidelers hat ihn mir auf meinen Wunsch herausgeholt. Ich habe den Schlüssel dann wie gewöhnlich aufgehängt und bin fortgegangen. Das war einige Wochen bevor Vater ermordet wurde.

Der Viehhändler Max Meyer, der etwa 150 Meter von Heimann entfernt wohnt, gibt keine Einblicke, wie er bei dem Betreten der Wohnung habe. Es sei ungefähr gegen 7,30 Uhr gewesen, als Elise ihn geholt habe. Er sei allein in die Küche gegangen, die Frauen seien auf dem Flur stehen geblieben. Er habe gesehen, daß Heimann mit durchscheinender Kehle daneben habe. „Der hat keinen Husten“, der hat sich das Leben genommen.“ Er sei dann fortgegangen, den Sohn des Heimann zu benachrichtigen. Unterwegs habe er den Wachmeister Bennemann getroffen, dem habe er gesagt, er solle schnell nach Heimanns gehen, Heimann habe sich das Leben genommen. Der Zeuge wird dann nach der



Eper Lokal-Nachrichten

Epe, den 21. Februar 1934.

Öffentliche Kundgebung der NSDAP. Ortsgruppe Epe

Gaubmann Eggers sprach...

Im großen Meierischen Saale veranstaltete am vergangenen Sonntag die nationalsozialistische Kriegsvorversorgung eine öffentliche Kundgebung, zu der sich eine große Anzahl Mitglieder, sowie zahlreiche Mitglieder aus Epe, Nienborg, Hülte, verammelt hatten. Zu Beginn der Kundgebung konnte der Ortsgruppenobmann a. H. H. H. neben den Mitgliedern verschiedene wichtige Persönlichkeiten von hier begrüßen. Sodann nahm der Gaubmann Eggers-Münster das Wort und begründete in weit aussholenden Gedanken die Aufgaben der NSDAP.

Als Gaubmann der nationalsozialistischen Kriegsvorversorgung Gau Westfalen Nord habe er nicht nur die Pflicht, die Mitglieder über das Verordnungsrecht zu unterrichten, sondern sie besonders über die mannigfachen Ziele und Aufgaben der NSDAP zu unterrichten, politisch zu schulen, da bisher die politische Gedankenarbeit noch nicht erreicht worden sei. In der Beurteilung der Ziele für die NSDAP, müsse man aber einen nachdenklichen Blick machen auf das verlorene Zeitgeschehen nach dem Weltkriege und den Kampf des Nationalsozialismus bis zu seinem siegreichen Durchbruch am

30. Januar 1933. Als eingesehter Kommissar für Westfalen-Nord in der Kriegsvorversorgung habe er gründlich mit den bisherigen Verwaltungen abgerechnet. Heute sei eine einheitliche Linie in dieser Hinsicht geschaffen. Die NSDAP frage nicht danach, ob ein Mitglied früher Mitglied irgend einer Partei gewesen sei; für uns sind alle Kriegsveteranen Kameraden. Den Nationalsozialisten kennt man am besten durch sein in die Tat umgesetztes Wirken in einer Volksgemeinschaft für das Volksganze; daß er unermüdlicher Kämpfer und zum Opfer bereit ist, auch dann, wenn er nicht ein braunes Hemd trägt. Vom nationalsozialistischen Geiste müssen wir uns alle überzeugen lassen; ist doch die NSDAP der Staat von heute. Durch das neue Verordnungsrecht wird den Kriegsveteranen hinreichende Unterstützung zuteil. Die erste Aufgabe dieses Gesetzes ist die Bereitstellung von Arbeitsstellen für die Kriegsveteranen, die zweite ist die Sehaftmachung der alten Soldaten durch eine großzügige Siedlungsmaßnahme für die Kriegsveteranen. Das Schwerkrieg der neuen Verordnungsrecht ist vor allem auf die Schwerverletzten, Witwen, Waisen und Kriegshinterbliebenen gelegt worden. Es ist daher uns Kriegsveteranen die Aufgabe gestellt, im nationalsozialistischen Geiste zu arbeiten, zu kämpfen für die Verwirklichung der uns gesteckten Ziele für unsere Bewegung und ein einziges deutsches Vaterland, das sich selbst wiedergefunden hat. Reichhaltigen Beifall erhielt der Referent für seine fast zweistündigen richtungsweisenden Ausführungen.

Nienborg

Nienborger Feuerwehr neu organisiert.

Die Lokale Einleitung fand am Sonntagabend eine wichtige Versammlung unserer Feuerwehr statt, zu der sich Kameraden fast reiflos eingefunden hatten. Hauptgegenstand der Beschlüsse bildete die Neuorganisation der Feuerwehr auf Grund des Gesetzes über Feuerlöschwesen vom 15. 12. 33. Brandmeister Rötke gab zu dem neuen Gesetz die notwendigen Erläuterungen. Sodann beschloß die Versammlung einstimmig, die freiwillige Feuerwehr Nienborg in ihrer bisherigen Form aufzulösen und eine freiwillige Feuerwehr als Verein neu zu gründen. Brandmeister Rötke wurde als Vorstand gewählt und ihm für die Verwaltung des Vereins bis zur Neuorganisation alle Vollmachten erteilt. Die Annahme der neuen Verfassung wurde einstimmig beschlossen. In der nachfolgenden Debatte wurde eine Anzahl technischer Fragen erledigt. Es wurde besonders auf die Notwendigkeit einer schnellen Wasserversorgung in Brandfällen hingewiesen. Das Notwendige in dieser Angelegenheit soll sofort in die Wege geleitet werden. Aus Anlaß des 50-jährigen Vereinsbestehens soll in diesem Jahre eine besondere Veranstaltung abgehalten werden.

stehens soll in diesem Jahre eine besondere Veranstaltung abgehalten werden.

Vom Winterhilfswerk.

In den vergangenen Tagen fanden sich die Ausschüßmitglieder fast vollständig im Lokale Ahaus zusammen, um zu allen schwebenden Fragen Stellung zu nehmen. Vorweg wurde die Verteilung von 170 Gutscheinen für Kleidungsstücke und Fußbekleidung an etwa 130 Bedürftige vorgenommen. Sodann wurde darauf hingewiesen, daß die Sammlungen, wie Winterpennig, die Erparnisse aus dem Eintopfergericht usw. in Zukunft noch bessere Ergebnisse bringen müssen. Wir möchten bei dieser Gelegenheit darauf hinweisen, daß die Zuweisung von Unterstützungen, sowie die Hilfsbedürftigkeit der Eingekerkerten lediglich von der Arbeitsgemeinschaft des Winterhilfswerks festgelegt wird. Es verdrängt sich nicht, wenn einerseits die bedürftigsten Volksgenossen sich hilfsbereit in den Dienst des Winterhilfswerks stellen, und andererseits von gewissen Zeitgenossen Mißverständnisse gegen dasselbe immer wieder unternommen werden. Man möge immer bedenken, daß es nicht möglich ist, 130 Bedürftige nun so zu unterstützen, daß alle Wünsche restlos befriedigt werden, denn jedem recht getan, ist eine Kunst, die

Mitstände

Aus dem kirchlichen Leben.

Die hl. Fastenzeit mahnt zur Einfachheit und religiösen Erneuerung. Nachdem am Januar 24 Jungfrauen und 29 Mütter die gnadenreichen Tage der hl. Exerziten im hiesigen Krankenhaus mitgemacht haben, war für die ganze Gemeinde das 40-tägige Gebet mit seiner unvergleichlichen Sublimität des eucharistischen Königs ein Erlebnis ganz eigener Art. Das Kennzeichen des Hochaltars, die hl. Blumenpracht, die tief schürfenden Predigten eines Hiltruper Paters wirkten in einer Weise, daß die Bestanden gefüllt waren, und die Schlussandachten sich zu einer gewaltigen Glaubenskundgebung jedesmal gestalteten. Aber nur ein Ausblick sollten diese Tage sein für die religiöse Woche, die am kommenden Sonntag hier beginnen und die gesamte Jünglings- und Männerwelt erfassen soll. Ein Vater der Hiltruper Missionen sprach aus dem Kloster in Sammler für diese Woche verpflichtet. Selber mitten im Leben stehend, ehemaliger Frontsoldat, ein tüchtiger Ranzelreiter wird er mit Gottes Gnade die Gottesliebe im Herzen unserer Männer und Jungmänner zu höchstem Feuer entfachen.

Spiel und Sport

Meisterschaftsspiel

Spvgg. Concordia 21/24 — Teuto Nienborg 2:0
Die Vereinten bewiesen durch diesen Sieg, daß ihre Formverbesserung in den letzten Spielen im Strohfeuer war. Der Gegner stellte eine körperliche, aber faire Mannschaft, welche allerdings an das technische Spiel des Gastgebers nicht reichen konnte. Den Vereinten wäre aber zu empfehlen, keinen Gegner leicht zu nehmen u. etwas mehr Ehrgeiz und Siegeswillen in ihr Spiel zu legen. Das Spiel nahm von Anfang an gleich ein sehr flottes Tempo. Nach 10 Minuten Spielverlauf konnte der Pintosau durch eine Vorlage von rechts unfehlbar zum 1. Tor einschleusen. Trotzdem die Hiesigen bis Halbzeit dem Gegner im Feldspiel eindeutig überlegen waren, wurden trotz der vielen Torangelegenheiten die Seiten mit 1:0 gewechselt. Nach Halbzeit kam Nienborg zeitweise auf, konnte aber nicht gefährlich werden. In der 47. Minute schoß der Rechtsinnen nach einem schön aufgebauten Durchbruch das Siegestor.

Was ist das:

Deutsche Lebensrettungs-Gesellschaft e. V.

Die Deutsche Lebensrettungs-Gesellschaft — sie bekämpft den Ertrinkungstod — die 1913 vom Deutschen Schwimmverband und nach ihrem Zusammenbruch 1925 von ihm, der DT und anderen Sportverbänden wieder neu lebensfähig gemacht und organisiert worden ist, hat sich bis jetzt auf anderer Grundlage gut entwickelt und ihre Wichtigkeit und Lebensnotwendigkeit voll unter Beweis gestellt.

Rund 30 000 Rettungsschwimmer sind in Deutschland in der Ausbildung der praktischen Nachhilfe tätig. Die Grundscheinprüfung bestanden seit 1925 bis jetzt 134 000 Personen. Die Leitungsscheinprüfung bestanden seit 1925 bis jetzt 53 000 Personen. Die Lehrscheinprüfung bestanden seit 1925 bis jetzt 8 967 Personen.

Auszeichnungen für Errettung vom sicheren Tode des Ertrinkens unter eigener Lebensgefahr wurden an 654 Personen gegeben. Die Gesellschaft arbeitet auszeichnete Hand in Hand mit der Reichswehr, Reichsmarine, dem Deutschen Roten Kreuz, den Feuerwehren, der SA und SS. Für den Gaskrieg kommt sie in Ausbildung der praktischen Wiederbelebung Gaskriegsinterner in Frage. Sämtliche Sportverbände und Vereine sind an erster Stelle moralisch verpflichtet, die Gesellschaft durch Mitgliedschaft zu unterstützen.

Auch in Gronau ist die Deutsche Lebensrettungs-Gesellschaft durch eine Ortsgruppe vertreten. Nähere Auskunft erteilt der Führer der Ortsgruppe Bernhard Sparenberg, Gronau, Friedrichstr. 31.

Verantwortliche Schriftleitung für den lokalen Teil:
Fritz Schlotzinger, Ahaus; für den lokalen Anzeigenteil: B. Schütte, Ahaus.

Der Star.

Von
Ludwig Thoma.

Ich legte meiner Nachbarin noch ein Stückchen Kaputt den Teller. Sie dankte und sagte: „Es ist zu ungesund, daß er immer so spät kommt.“
Ich nickte ihr beifällig zu und versicherte ihr, daß ich falls einen gut gebratenen Kaputt dem besten bevorziehe.
Da sah sie mich verwundert an und brach in ein silbernes Lachen aus.
„Das ist tödlich! Das ist reizend! Dieses Mißverständnis! Ich meinte ihn, und Sie denken an gebratene Hühner.“ Das muß ich Peter Paul erzählen.“
Verzeihung, gnädiges Fräulein, ich wußte nicht, daß Sie verlobt sind.
Verlobt? Ich spreche doch von Peter Paul!
Diesmal lang es vorwurfsvoll; und als ich ihr treuversicherte, daß ich niemanden dieses Namens kenne, rückte sie von mir weg.
Sie sprach leise einige Worte mit dem Herrn zu ihrer Rechten; nach kurzer Zeit entfiel ringsherum ein helles und glühendes; man hörte auf zu essen, und als mir eben noch ein Stückchen Geflügel ausbitten wollte, ich, daß die Augen aller Anwesenden auf mich gerichtet waren. Ich fuhr mit der Hand nach der Kravatte, sah auf dem rechten Fleck, und auch sonst war nichts Anstößiges.
Nächstes habe ich den Salat mit dem Messer in den Mund geschoben; ich werde mich etwas mehr zusammennehmen, dachte ich und nahm mir mit größtmöglicher Unbeherrschtheit einen fetten Schlegel von der Platte.
Ich sollte ihn nicht mit Ruhe verzehren. Es quälte mich, daß so viele Loggions und Zwicker durchbohrend auf mich gerichtet waren. Ich wurde unruhig und stach mit Gabel daneben. Das Bratenstück wurde förmlich losgerissen, ich jagte es auf dem ganzen Teller herum, und es endigte zu fallen kriegte, rutschte ich mit dem Teller so heftig ab, daß die Sauce in die Höhe und meine Nachbarin auf das Kleid spritzte.
Ich entschuldigte mich und begann den Kampf von neuem.
Diesmal gedachte ich es besser zu machen und spiehte verhaltener Mut den widerwärtigen Schlegel fest auf Porzellan. Eben hatte ich ihn und schnitt mit einer geschickten Bewegung tief in das Fleisch, als mein vis-a-vis ein blondes Herr mit melancholischen Gesichtszügen, allgemeine Schweigen unterbrach und mich mit viderbender Bestimmtheit fragte: „Sie kennen also Peter Paul nicht?“
Ich verhielte einen elektrischen Schlag in der linken Hand und fuhr mit dem durchbohrten Kaputt glänzend den Teller hinaus. Da lag er jetzt auf dem weißen Tische, und ich sah, daß er für mich verloren war.
Jornig wollte ich mich dem unangenehmen Fragesteller erwehren, daß ich auf alle Peter Pauls der Welt pfeife, die Tafelrunde in große Bewegung geriet.
Alle erhoben sich von den Stühlen, und mehrere Da es auf die Türe zu, in deren Rahmen ein mittlerer, fester Herr erschien.
Man nahm ihm Hut und Ueberzieher ab; nach kurzer Zeit löste sich der Kreis, welcher sich um ihn gesammelt hatte, und er schritt an der Seite unserer Gastin auf seinen Platz zu.
Ich sah, wie alle Anwesenden heftig bemüht waren, Kopf und Verbeugungen dem Neuangekommenen zu bewerkstelligen, und ich sah, wie sich die hinter derjenigen verhielten, welche einen vertrauten Gegenstand erhielten.
Ich wurde in meinen Betrachtungen plötzlich gestört. Herr hatte sich hinter mich geschoben und flüsterte erregt ins Ohr: „Blamiere Sie sich nicht länger! Ich bin Peter Paul!“
Ich sah ihn so verständnislos an, daß er sich meiner rante und nochmals hervorrief: „Peter Paul Huber!“ Dabei zog er die Brauen in die Höhe und verdrehte die Augen so, daß man nur mehr das Weiße sah.
Ich begriff, daß ich wohl oder übel verstanden haben mußte, und ließ über meine Nase ein Räuseln der Erinnerung gleiten. „Ach pardon! Natürlich! Wie man nur...“

Hopp, hopp, hopp... Und noch einmal, leise: hopp, hopp, hopp... Zu sehen ist nichts. Die Sonne kommt noch lange nicht aus ihrem Bett, und die milchigen Schleier, die die um Büsch und Baum ziehen wie Spinnweben, legen sich drückend auf Auge und Lunge.
Frohtanz steht der Wald am breiten Berggründen. Gestern war Tauwetter, in der Nacht hat es wieder gefroren, und nun sieht jeder Ast aus, als wäre er in Glas eingeschmolzen, und an jedem Zweiglein hängt eine Kette matter Glasperlen.
Kisterrill ist es an der Berglehne. Das gelbe Gerüst, das sonst im jartesten Windhauch zusammenstürzt und eine bewegte Welle über seine dünnen Äste laufen sieht, steht heute früh wie feinstes Silberglänzend, regungslos und fest. Und der Besenpalm steht heute seine braunen Finger wie Silberstrahlen von sich: die ganze Welt ist ein Märchenreich.
Im moegenden Nebelkreis, der für einen Augenblick den schmalen Fußpfad freilegt und ein Stückchen seines weiteren Verlaufes am unteren Hang, taucht ein Wildtänzer auf. Hopp, hopp, hopp! Ruhig kommt es den Jägerpfad herunter, macht plötzlich Halt, weil es etwas sonderbar Rotes erahnt hat. Irtet schnuppernd das Naschen vor. Aha! Ein Stückchen Mohrrübe! Nein! denkt das Kaninchen und richtet vergnügt die kurzen runden Ohren auf; — kann ich gerade gebrauchen. Wußt ich schon viel Hunger leiden, im grauen Morgen... Woher der kleine Federflügel kommt, — darüber macht es sich weiter keine Sorgen. Ach, wenn es doch darüber nachdachte!

Aber nein: hopp, hopp hopp! steht es vergnügt seinen Weg fort, macht einmal ein Männchen, einmal einen Kegel, schnuppert mit listigen, schwarzen Augen umher — und ja, merkwürdig! Da liegt schon wieder so ein Stückchen der roten Nase... Gut! denkt das Wildtänzer, soll mir recht sein! Hunger hat immer noch! Mümmelt also den Federflügel wieder in sich hinein, pukt sich die bereiften Schnurrhaare, leckt sich die Borstchen — richtet sich kurz auf.
Hal! Ihm ist ein Gedanke gekommen — ein kluger Gedanke! — Wenn — wenn es noch mehr so was Feines, Nahrhaftes, fände? Das wäre! ... Also mal lustig weitergehoppelt.
Der Fußpfad wird enger, verliert sich in einem richtigen Felsen- und Kaninchenpfad. Schlüpfrig wird er, und steigt langsam an der Berglehne hinauf. Ginsten, Brombeere und Jungfrüchten reden sich über ihn, labend, daß das Kaninchen sich fast wie in einer dunklen Röhre vorfindet.
Aber da! Da riecht es wieder so schön nach — Hoppel — hoppel — Das Tier macht einen kleinen Satz vor Vergnügen, bückt den Kopf, das Mörchen aufzunehmen. Aber es geht nicht recht; eine von den Brombeerranten ist ihm hinderlich. Da drückt es sich mit seiner kleinen Kraft vorwärts, kramt sich fester in den Boden. Argendwo muß es doch das rote Futter da erreichen können. — Die schwarzen, runden Augen des Tierchens werden plötzlich ganz groß; wie eine Schlinge hat die Rante sich ihm um den Hals gelegt, leise, aber fest. Still steht der kleine Gefangene da auf dem dunklen, schlüpfrigen Pfade, still, und regt sich nicht. Denn es spürt in aufsteigender Angst: je mehr es sich bewegt, um so fester zieht sich's um den Hals...
In die biden Nebelwälder legt ein Windstoß, reißt die trägen Schleier auseinander, gibt jetzt hier und da einen roten roten Büsch, fahles Gras, die Stämme von einem paar trunkenen Kiefern frei. Ein Kreuzschnabel flattert vorüber, höher am Hang janten sich drei Hähner um ein paar halbkugelige Eichen. Das arme Kaninchen vernimmt jeden Laut, jeden Flügel Schlag. Aber die Angst ist ihm in der Kehle, und so ist es ihm gleich, was ringsum geschieht. Wenn nur die böse Rante endlich sich wieder löste! ... Es will ja gern auf das Stückchen Mohrrübe verzichten!

Im Walde geht es um.

Von
Fritz v. Forell.

Der Fuchs lag ganz ruhig, zum Sprunge bereit. Das Kaninchen zitterte, zog die Rufe dicht unter den Leib. Auf einmal war ihm so, als käme der Feind näher, es machte einen Riesenprung in die Luft, zog sich die Schlinge nur noch fester zusammen und begann fest, halb von Sinnen durch die einziehende Atemnot, einen wilden, mirbelnden Tanz, ritz Blätter und Zweige um sich fort; kragte in rasendem Takt den nassen Boden auf, überdrehend und hing schließend mit bebenden Pfoten und hervorstechenden Lichtern an einem federnden Ginstersack frei in der Luft.
Ein paar Minuten hatte der Rotzod diesem seltsamen, ihm völlig fremden Gebahren zugehört, dann hatte er erschrocken kehrt gemacht und war mit wehender Standarte davon geredet. Das Kaninchen hatte aber noch fünf qualvolle Minuten gebraucht, ehe es sich zu Tode getrampt hatte.
Der Fuchs aber jagte wie von Sinnen ins freie Feld hinaus: Im Walde ging es um! Dreißig Schritte unterhalb des Kaninchens hatte er einen Felsen gefunden, der sich eben in einer Schlinge zu Tode hängte, und unten am Berghang hörte er noch einen im letzten Todeskampf rathen und schreien. Nein, im Walde war es heute nicht geheimer; ein böser Geist ging dort um. —
Ja, das stimmte schon! ... Dieser böse Geist war Meinede, der alte Ruffsch von Bodeler Hof. Schanden hatte er gemacht, der leichtsinnige Alte, und nun brachte er Geld. Der Himmel war hoch und der Jagdherr weit; jeder Fels brachte drei harte Markstücke, und für einen Fuchs — oh, der alte wußte seine Schlingen zu stellen! — für einen Rotzod gab es fünf bis sechs Taler...
Ich sah diesen ersten Morgenstrahlen nicht über den Berg, da wandert ein blauer Fuchs durch den Nebel. Hier blickt er sich und dort; hier flucht er leise, dort murmelt er vergnügt unverständliches Zeug vor sich hin. Und langsam füllt sich der Sad.
Doch ehe er heimzieht, wirft er schon einen Blick zurück in den Wald: er fühlt es — eines Tages wird es ihn selber haften...

Wie die Sonne aufgeht und ihren matten Schein über die frostverbrannten Wälder und Felder wirft — das hat noch gute Zeit. Darum stehen die Rehe noch immer so ruhig in den abgefrorenen Wäldern draußen, darum schleicht der Fuchs auch noch immer in Seelenruhe durch Hänge und Feden. Menschen pflegen um diese frühen Stunden in ihren warmen Betten zu sein, und andere Feinde hat er nicht.

So schnürt und schnuppert — also leidlich guter Laune die Berglehne hinauf — schon gedacht gegen feindliche Sicht —, und nimmt den ersten Pfad an, der ihm das Ansteigen leichter macht. Hunger hat er heute zwar keinen, aber Appetit hat er noch; darum also nur nicht gar so schnell zu Hause fahren! ...

Hei! Da schlägt der Wind dem Rotzod eine liebliche Witterung in die Nase! Er setzt sich auf die Keulen, überlegt sich den Fall. Oh, er hat Zeit! Hunger hat er nicht, gut gedacht ist er hier auch, warum also mit solcher Hast? Wäre ihm schon mal schlecht bekommen, als er, betört von dem Pampes Todeslaster, dem bösen Jäger in die Schrote lief! ... Oh bitte, er hat Zeit! ...

Sitzt also da, bewegt hin- und herwindend die feuchte, schwarze Nase und denkt an das Kanin, dessen lieblicher Geruch ihn umschmeichelt, von dem er aber wegen der Sträucher noch kein Hörschen erlangen kann. Ja, wenn er es doch erst am Widel hätte! ...

Ja, wir können ja mal ein bißchen näher rücken... mit Vorsicht, freilich. Ist zwar meistens vorbeigekommen, so ein Sprung nach einem der schnellen grauen Fächer; manchmal hatte er aber auch Glück gehabt.
Aha! Da sah es ja, mitten auf dem Pfad! ... Gierig lag der Rote die liebliche Witterung ein, streckte sich tief zur Erde, stellte die Gehöre in höchster Spannung nach vorne, ließ seinen Blick von der kleinen, grauen Kugel. — Doch in die fuhr plötzlich Leben: das Kanin hatte den Feind erahnt. In Todesangst schoß es in einen Strauch, überdrehend sich, weil es in einer bösen „Rante“ hing, sprang wieder auf die Lärche, duckte sich zusammen, legte die Ohren an und schnappte nach Luft. Mit großen, entsetzlich angstvollen Augen schaute es seinen Todesfeind an.

Der Fuchs lag ganz ruhig, zum Sprunge bereit. Das Kaninchen zitterte, zog die Rufe dicht unter den Leib. Auf einmal war ihm so, als käme der Feind näher, es machte einen Riesenprung in die Luft, zog sich die Schlinge nur noch fester zusammen und begann fest, halb von Sinnen durch die einziehende Atemnot, einen wilden, mirbelnden Tanz, ritz Blätter und Zweige um sich fort; kragte in rasendem Takt den nassen Boden auf, überdrehend und hing schließend mit bebenden Pfoten und hervorstechenden Lichtern an einem federnden Ginstersack frei in der Luft.
Ein paar Minuten hatte der Rotzod diesem seltsamen, ihm völlig fremden Gebahren zugehört, dann hatte er erschrocken kehrt gemacht und war mit wehender Standarte davon geredet. Das Kaninchen hatte aber noch fünf qualvolle Minuten gebraucht, ehe es sich zu Tode getrampt hatte.
Der Fuchs aber jagte wie von Sinnen ins freie Feld hinaus: Im Walde ging es um! Dreißig Schritte unterhalb des Kaninchens hatte er einen Felsen gefunden, der sich eben in einer Schlinge zu Tode hängte, und unten am Berghang hörte er noch einen im letzten Todeskampf rathen und schreien. Nein, im Walde war es heute nicht geheimer; ein böser Geist ging dort um. —
Ja, das stimmte schon! ... Dieser böse Geist war Meinede, der alte Ruffsch von Bodeler Hof. Schanden hatte er gemacht, der leichtsinnige Alte, und nun brachte er Geld. Der Himmel war hoch und der Jagdherr weit; jeder Fels brachte drei harte Markstücke, und für einen Fuchs — oh, der alte wußte seine Schlingen zu stellen! — für einen Rotzod gab es fünf bis sechs Taler...
Ich sah diesen ersten Morgenstrahlen nicht über den Berg, da wandert ein blauer Fuchs durch den Nebel. Hier blickt er sich und dort; hier flucht er leise, dort murmelt er vergnügt unverständliches Zeug vor sich hin. Und langsam füllt sich der Sad.
Doch ehe er heimzieht, wirft er schon einen Blick zurück in den Wald: er fühlt es — eines Tages wird es ihn selber haften...

Der Fuchs lag ganz ruhig, zum Sprunge bereit. Das Kaninchen zitterte, zog die Rufe dicht unter den Leib. Auf einmal war ihm so, als käme der Feind näher, es machte einen Riesenprung in die Luft, zog sich die Schlinge nur noch fester zusammen und begann fest, halb von Sinnen durch die einziehende Atemnot, einen wilden, mirbelnden Tanz, ritz Blätter und Zweige um sich fort; kragte in rasendem Takt den nassen Boden auf, überdrehend und hing schließend mit bebenden Pfoten und hervorstechenden Lichtern an einem federnden Ginstersack frei in der Luft.
Ein paar Minuten hatte der Rotzod diesem seltsamen, ihm völlig fremden Gebahren zugehört, dann hatte er erschrocken kehrt gemacht und war mit wehender Standarte davon geredet. Das Kaninchen hatte aber noch fünf qualvolle Minuten gebraucht, ehe es sich zu Tode getrampt hatte.
Der Fuchs aber jagte wie von Sinnen ins freie Feld hinaus: Im Walde ging es um! Dreißig Schritte unterhalb des Kaninchens hatte er einen Felsen gefunden, der sich eben in einer Schlinge zu Tode hängte, und unten am Berghang hörte er noch einen im letzten Todeskampf rathen und schreien. Nein, im Walde war es heute nicht geheimer; ein böser Geist ging dort um. —
Ja, das stimmte schon! ... Dieser böse Geist war Meinede, der alte Ruffsch von Bodeler Hof. Schanden hatte er gemacht, der leichtsinnige Alte, und nun brachte er Geld. Der Himmel war hoch und der Jagdherr weit; jeder Fels brachte drei harte Markstücke, und für einen Fuchs — oh, der alte wußte seine Schlingen zu stellen! — für einen Rotzod gab es fünf bis sechs Taler...
Ich sah diesen ersten Morgenstrahlen nicht über den Berg, da wandert ein blauer Fuchs durch den Nebel. Hier blickt er sich und dort; hier flucht er leise, dort murmelt er vergnügt unverständliches Zeug vor sich hin. Und langsam füllt sich der Sad.
Doch ehe er heimzieht, wirft er schon einen Blick zurück in den Wald: er fühlt es — eines Tages wird es ihn selber haften...

Der Fuchs lag ganz ruhig, zum Sprunge bereit. Das Kaninchen zitterte, zog die Rufe dicht unter den Leib. Auf einmal war ihm so, als käme der Feind näher, es machte einen Riesenprung in die Luft, zog sich die Schlinge nur noch fester zusammen und begann fest, halb von Sinnen durch die einziehende Atemnot, einen wilden, mirbelnden Tanz, ritz Blätter und Zweige um sich fort; kragte in rasendem Takt den nassen Boden auf, überdrehend und hing schließend mit bebenden Pfoten und hervorstechenden Lichtern an einem federnden Ginstersack frei in der Luft.
Ein paar Minuten hatte der Rotzod diesem seltsamen, ihm völlig fremden Gebahren zugehört, dann hatte er erschrocken kehrt gemacht und war mit wehender Standarte davon geredet. Das Kaninchen hatte aber noch fünf qualvolle Minuten gebraucht, ehe es sich zu Tode getrampt hatte.
Der Fuchs aber jagte wie von Sinnen ins freie Feld hinaus: Im Walde ging es um! Dreißig Schritte unterhalb des Kaninchens hatte er einen Felsen gefunden, der sich eben in einer Schlinge zu Tode hängte, und unten am Berghang hörte er noch einen im letzten Todeskampf rathen und schreien. Nein, im Walde war es heute nicht geheimer; ein böser Geist ging dort um. —
Ja, das stimmte schon! ... Dieser böse Geist war Meinede, der alte Ruffsch von Bodeler Hof. Schanden hatte er gemacht, der leichtsinnige Alte, und nun brachte er Geld. Der Himmel war hoch und der Jagdherr weit; jeder Fels brachte drei harte Markstücke, und für einen Fuchs — oh, der alte wußte seine Schlingen zu stellen! — für einen Rotzod gab es fünf bis sechs Taler...
Ich sah diesen ersten Morgenstrahlen nicht über den Berg, da wandert ein blauer Fuchs durch den Nebel. Hier blickt er sich und dort; hier flucht er leise, dort murmelt er vergnügt unverständliches Zeug vor sich hin. Und langsam füllt sich der Sad.
Doch ehe er heimzieht, wirft er schon einen Blick zurück in den Wald: er fühlt es — eines Tages wird es ihn selber haften...

Der Fuchs lag ganz ruhig, zum Sprunge bereit. Das Kaninchen zitterte, zog die Rufe dicht unter den Leib. Auf einmal war ihm so, als käme der Feind näher, es machte einen Riesenprung in die Luft, zog sich die Schlinge nur noch fester zusammen und begann fest, halb von Sinnen durch die einziehende Atemnot, einen wilden, mirbelnden Tanz, ritz Blätter und Zweige um sich fort; kragte in rasendem Takt den nassen Boden auf, überdrehend und hing schließend mit bebenden Pfoten und hervorstechenden Lichtern an einem federnden Ginstersack frei in der Luft.
Ein paar Minuten hatte der Rotzod diesem seltsamen, ihm völlig fremden Gebahren zugehört, dann hatte er erschrocken kehrt gemacht und war mit wehender Standarte davon geredet. Das Kaninchen hatte aber noch fünf qualvolle Minuten gebraucht, ehe es sich zu Tode getrampt hatte.
Der Fuchs aber jagte wie von Sinnen ins freie Feld hinaus: Im Walde ging es um! Dreißig Schritte unterhalb des Kaninchens hatte er einen Felsen gefunden, der sich eben in einer Schlinge zu Tode hängte, und unten am Berghang hörte er noch einen im letzten Todeskampf rathen und schreien. Nein, im Walde war es heute nicht geheimer; ein böser Geist ging dort um. —
Ja, das stimmte schon! ... Dieser böse Geist war Meinede, der alte Ruffsch von Bodeler Hof. Schanden hatte er gemacht, der leichtsinnige Alte, und nun brachte er Geld. Der Himmel war hoch und der Jagdherr weit; jeder Fels brachte drei harte Markstücke, und für einen Fuchs — oh, der alte wußte seine Schlingen zu stellen! — für einen Rotzod gab es fünf bis sechs Taler...
Ich sah diesen ersten Morgenstrahlen nicht über den Berg, da wandert ein blauer Fuchs durch den Nebel. Hier blickt er sich und dort; hier flucht er leise, dort murmelt er vergnügt unverständliches Zeug vor sich hin. Und langsam füllt sich der Sad.
Doch ehe er heimzieht, wirft er schon einen Blick zurück in den Wald: er fühlt es — eines Tages wird es ihn selber haften...